Z IV 43

L. g. o. 1069.

Akkorde

Deutscher Classiker

über

Philosophie des Lebens

BIBLIOTECA CAMERALIS

Mit Grosh. Badisch. gnäd. Privilegio.

CARLSRUHE

im Bureau der deutschen Classiker

1818.

Accorde

deutscher Classiker.

Vorbericht des Herausgebers.

Gegenwärtige Blätter sind ein Auszug fünfmal stärkerer Sammlungen aus früherer Lektüre. Vor wenigen Jahren unternahm ich diese Zusammenstellung, deren Absicht vielleicht besser aus dem Inhalte verstanden, als durch Worte bezeichnet wird.

Es war mein Vorsatz, eine zweyte zu geben, in welcher Herders Aussprüche, wie hier die von Goethe, gleichsam den Grundtext ausmachen sollten; ernstere Berufsarbeiten haben mich entfremdet. Aus dieser Ursache fehlen hier berühmte Namen, welche für jene bestimmt waren. Einiges Fremdartige kam durch Versehen herein, oder um Sätze schicklich zu verbinden.

Uebrigens bürgen für ausgezeichneten Gehalt wohl schon die Namen der Urheber; wenn gleich nicht immer Ueberzeugung bey'm Anordnen leitete. Manches wird man glänzender als wahr gesagt finden, unter den Sätzen aus Einer Quelle zuweilen schneidende Widersprüche; dann auch schimmernden Wörter-Prunk bey sehr geringer Tiefe; Leben und Schule nicht selten sehr anziehend im Contraste. Dieses alles aber lag im Plane, der auch den Titel bestimmte.

Im Merz 1818.

Inhalt.

	Seite.
Der Mensch.	1 bis 12
Die Menschheit.	13 — 23
Bildung.	24 — 38
Karakter.	25 — 44
Offenheit, Verstellung.	45 — 52
Größe, Würde.	53 — 62
Ehrgeiz, Eitelkeit, Lob, Schmeicheley.	63 — 69
Vernunft, Verstand.	70 — 76
Geist, Witz, Genie.	77 — 90
Seele, Herz.	91 — 107
Leidenschaft.	108 — 110
Wahrheit, Irrthum.	111 — 118
Wissenschaft, Gelehrsamkeit.	119 — 125
Schriftsteller, Bücher, Lektüre.	126 — 143
Natur, Kunst, Schönheit, Ideal.	144 — 168
Philosophie, Poesie, Religion.	169 — 200
Tod, Fortdauer.	201 — 209
Sittlichkeit, Tugend, Fehler	210 — 224

	Seite.
Handeln.	225 bis 232
Gesellschaft, Einsamkeit.	233 — 240
Die Welt, die Großen.	241 — 245
Die beyden Geschlechter.	246 — 282
Freundschaft, Liebe.	283 — 327
Ehe.	328 — 343
Das Leben.	344 — 379
Genuß, Besitz.	380 — 402
Schicksal, Unglück.	403 — 412
Leiden, Traurigkeit, Trost.	413 — 424
Hoffnung, Traum.	425 — 432
Zeit, Zukunft.	433 — 438
Kleine Nachlese.	439 — 469

Der Mensch.

§. 1.

Der Mensch ist der große Gedankenstrich im Buche der Natur.

Jean Paul.

§. 2.

Es giebt Pflanzen-Menschen, Thier-Menschen und Gott-Menschen.

Jean Paul.

§. 3.

Wenn wir uns als möglich denken können, daß der Schöpfer der Schöpfer der Welt selbst die Gestalt seiner Kreatur angenommen, und auf ihre Art und Weise sich eine Zeitlang auf der Welt befunden habe, so muß uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also in dem Begriff des Menschen kein

Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des bösen Geistes nur auf die Blösen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können.

Des Menschen grösstes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände soviel als möglich bestimmt, und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der uns dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der grösten Oekonomie, Zweckmäsigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles auser uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt die schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was seyn soll, und nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es auser uns oder an uns auf eine oder die andere Weise dargestellt haben. Ich

verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und ſie zu ergreifen und zu brauchen weiß; in wiefern ſein Zweck groß oder klein ſey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erſt nachher in Betrachtung.

Der größte Theil des Unglücks und deſſen, was man bös in der Welt nennt, entſtehet bloß, weil die Menſchen zu nächläſſig ſind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn ſie ſolche kennen, ernſthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müſſe ein Thurm gebaut werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterſchläge. . . .

Was es auch ſey, der Verſtand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, ſo iſt Entſchiedenheit und Folge, nach meiner Meynung, das verehrungswürdigſte am Menſchen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben! und der iſt eben ſo übel daran, den es immer nach der Waare gelüſtet, ohne daß er das

Herz hat, das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menschen zu tadeln, denn sie sind eigentlich nicht schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden, und in der sie sich nicht zu regieren wissen. So wird man z. B. im Durchschnitt, weniger üble Wirthe auf dem Lande, als in den Städten finden, und wieder in keinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen, und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber ins weite kommt, weiß er weder was er will noch was er soll, und es ist ihm ganz einerley, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derselben ausser sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäsige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann.

Goethe.

§. 4.

Nur wenn wir uns, als Menschen, mit an-

dern Vernunftwesen vergleichen könnten, würden wir wissen, was wir eigentlich sind, auf welcher Stelle wir stehen.

Novalis.

§. 5.

Die meisten Menschen sind, wie Leibnitzens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten zur Existenz. Es gibt wenig Existenten.

Schlegel.

§. 6.

Der Mensch ist vielleicht halb Geist und halb Materie, so wie der Polype halb Pflanze und halb Thier. Auf der Gränze liegen immer die seltsamsten Geschöpfe.

Lichtenberg.

§. 7.

Ein kluges Kind, das mit einem närrischen erzogen wird, kann närrisch werden. Der Mensch ist so perfektibel und korruptibel, daß er aus Vernunft ein Narr werden kann.

Lichtenberg.

§. 8.

Aus der Narrheit der Menschen in Bedlam

müßte sich mehr schließen lassen, was der Mensch ist, als man bisher gethan hat.

Lichtenberg.

§. 9.

Ich bin überzeugt, wenn Gott einmal einen solchen Menschen schaffen wollte, wie ihn sich die Magister und Professoren der Philosophie vorstellen, er müßte den ersten Tag in's Tollhaus gebracht werden.

Lichtenberg.

§. 10.

Die jetzigen zynischen, naiven, freyen Naturmenschen — Franzen und Deutsche — gleichen fast den nakten Honorazioren, die ich in der Pleise, Spree und Saale sich baden sah; sie waren, wie gesagt, sehr nakt, weiß, und natürlich und wilde; aber der schwarze Haarzopf der Kultur lag doch auffallend auf dem weisen Rücken. Einige große lange Menschen und Väter der Zeit, wie Rouseau, Diderot, Sidney, Ferguson, Plato, haben ihre abgetragenen Hosen abgelegt, und diese tragen ihre Jungen nach und nennen sich, weil sie ihnen so weit, lang, und offen sitzen, deswegen, Ohnehosen.

Jean Paul.

§. 11.

Einige Menschen sind Klaviere, die nur einsam zu spielen sind, manche sind Flügel, die in ein Konzert gehören.

Jean Paul Fleg. J. III. 8.

§. 12.

Gleich den nachgemachten Ruinen in den englischen Gärten, scheinen manche für diese Welt zu gute Menschen die nachgemachten Ruinen aus einer größern zu seyn.

Jean Paul. Auswahl aus des Teufelspapieren 401.

§. 13.

Als ein Merkmal der Aechtheit antiker Münzen kennt man in der Nummismatik den sogenannten edeln Rost. Die verfälschende Kunst hat alles besser nachahmen gelernt, als dieses Gepräge der Zeiten. Solch einen edeln Rost giebt es auch an Menschen, Helden, Weisen, und Dichtern.

Schlegel.

§. 14.

Es giebt Menschen voll kolosalischer Ueberreste, gleich der Erde selber; in ihren tiefen, erkalteten

Herzen liegen versteinerte Blumenbilder einer schönern Zeit; sie gleichen nordischen Steinen, auf welchen Abdrücke indischer Blumen stehen.

Jean Paul.

§. 15.

Die Darstellungen hoher Menschen sind durchlebte warme Blüthenzeiten der Seele, ach! die niemals, niemals wiederkommen, so wenig wie die erste Liebe, oder der Jugend-Silberblick oder irgend eine Begeisterung. Denn der Mensch lauft in keiner runden Mondsbahn, ja in keiner langen Kometenbahn um irgend eine Sonne und treibt sich in keinem wiederkehrenden Tausche von Neu- und Voll-Licht von Haar- und Schwanzstern um; sondern er zieht gerade und kühn, wie ein fliegender Engel, mitten durch die Schöpfung und durch die Systeme, immer von dem Morgen neuer Sonnen bestrahlt, und von dem Erdschatten neuer Erdkörper verdunkelt, und niemals tritt er seinen Lauf von Neuem an.

Jean Paul.

§. 16.

Entweder große Menschen oder große Zwecke muß ein Mensch vor sich haben, sonst vergehen

seine Kräfte, wie dem Magnet die seinigen, wenn er lange nicht nach den rechten Welt-Ecken gelegen.

Jean Paul.

§. 17.

— Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Schiller.

§. 18.

Es giebt einige wackere Naturen, die gerade auf der Gränze des Genies und des Talentes stehen, halb zum thätigen, halb zum idealischen Streben ausgerüstet — dabey von brennendem Ehrgeize. — Sie fühlen alles Schöne und Große gewaltig und wollen es aus sich wieder erschaffen, aber es gelingt ihnen nur schwach; sie haben nicht wie das Genie Eine Richtung nach dem Schwerpunkt, sondern stehen selber im Schwerpunkte, so daß die Richtungen einander aufheben. Bald sind sie Dichter, bald Mahler, bald Musiker; am meisten lieben sie in der Jugend körperliche Tapferkeit, weil sich hier die Kraft am kürzesten und

leichtesten durch den Arm ausspricht. Daher macht sie früher alles Große, was sie sehen, entzückt, weil sie es nachzuschaffen denken, später aber ganz verdrüßlich, weil sie es doch nicht vermögen.

§. 19.

Unter den Menschen, die mit der Zeit fortgehen, giebt es manche, die wie fortlaufende Kommentare, bey schwierigen Stellen nicht stille stehen wollen.

Schlegel.

§. 20.

Was uns die Natur zu seyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden,
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er ist, und wird nicht größer;
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Herder.

§. 21.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber
kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein
Ganzes dich an.

Goethe.

§. 22.

Die Menschheit läßt sich nicht inokuliren, und die Tugend läßt sich nicht lehren noch lernen, ausser durch Freundschaft mit tüchtigen und wahren Menschen, und durch Umgang mit sich selbst, mit den Göttern in uns. Der eigne Sinn, die eigne Kraft, der eigne Wille eines Menschen, ist das Menschlichste, das Urspringlichste, das Heiligste in ihm.

Schlegel.

§. 23.

Es ist so angenehm sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eignem Maas
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sey.

Goethe.

§. 24.

Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie seyn sollten,

so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.

Goethe.

§. 25.

Der platte Mensch beurtheilt alle andre Menschen wie Menschen, behandelt sie aber wie Sachen, und begreift durchaus nicht, daß sie andre Menschen sind als er.

Schlegel.

§. 26.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.

Goethe.

§. 27.

Es giebt gewisse Regeln und Mittel der Menschenkenntniß, die der bessere Mensch verschmäht und verdammt, und die gerade diesen nicht errathen helfen, und die ihn weder belehren noch bessern.

Jean Paul.

§. 28.

Menschen suchte Diogenes einst mit der prahlenden
Leuchte, —
Aber wie fände sie der, welcher so eitel
sie sucht.

R.

Die Menschheit.

§. 29.

Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu zerstören suchen, hält sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe, bis zur höchsten Ausübung der geistigsten Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes, bis zur treflichsten Aeusseruug des Redners und Sängers, vom ersten Balgen des Knaben, bis zu den ungeheuern Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe, bis zu den leisesten Ahndungen und Hofnungen der entferntesten geistigen Zukunft, alles das, und weit mehr liegt

im Menschen und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig und sie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, so machen beyde zusammen genommen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle könnens nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen's dar, und viele bedürfen's. Eine Kraft beherrscht die andre, aber keine kann dir andre bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft sie zu vollenden; das verstehen so wenig Menschen, die doch lehren und wirken wollen. — So laßt uns nur immer recht deutlich sehen, was an uns ist, nnd was wir an uns ausbilden können; laßt uns gegen die andere gerecht seyn, denn wir sind nur insofern zu achten, als wir zu schätzen wissen.

Göthe.

§. 30.

Nicht im einzelnen Falle, sondern in allen Fällen, nicht im einzelnen Menschen, sondern im Geschlechte offenbaren sich die Ehre und der Zweck der Menschheit.

v. Hippel.

§. 31.

Die Menschheit ist ein Sternbild, in welchem Ein Stern oft die Hälfte des Bildes mahlet.

Jean Paul.

§. 32.

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beste zu halten, ist ganz der gleich, meine mir angetraute Frau für die beste und einzige zu halten, und ganz für sie und in ihr zu leben. Es giebt noch viel ähnliche Forderungen und Ansprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entschiedenen Aspekt vor allem hat, was geschehen ist, der historisch religiös ist, der absolute Gläubige und Mystiker der Geschichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schicksals. Das Fatum ist die mystificirte Geschichte. Jede willkührliche Liebe in der bekannten Bedeutung ist eine Religion, die nur Einen Apostel, Einen Evangelisten und Anhänger hat und haben, und Wechselreligion seyn kann, aber nicht zu seyn braucht.

Novalis.

§. 33.

Da die Natur in dem einen Jahrhunderte ohngefähr so viele Menschen mit bösen Anlagen

und Menschen mit guten austheilt, als in dem andern, so ist weder die Verschlimmerung noch die Verbesserung des Menschengeschlechts so groß, als sie der Augenblick macht. Die Laster mancher Zeiten sind nur Antonins Schelten im hitzigen Fieber, oder die Bisse in der Wasserscheu, oder die Eßsucht der Schwangern; die Tugenden mancher Zeiten sind nur die Häuslichkeit in einer Bastille, und die Sparsamkeit und Keuschheit auf einem Kauffartheyschiff.

Die Sparter und die ersten Römer konnten nicht wissen, daß sie groß sind: nur ihre kleinen Nachkömmlinge sahen's hinterdrein. So kann es auch seyn, daß an unserm Jahrhunderte und an uns allen viel ist; das können aber nicht wir, sondern nur die fühlen, die uns künftig angaffen und uns vergeblich nachsteigen. So kann eine große Handlung dem Thäter zwar lange zuvor und lange darnach, aber nicht im Augenblicke der Forcerolle selber erhaben scheinen: in der Mittagsglut der innern Sonne erglänzt ein höheres Ziel vor ihm, als das erreichte ist, und mit der Wirklichkeit wird das Ideal gehoben.

Unsere Unwissenheit der kleinen Hülsen und

Neben-

Nebenumstände zeichnet uns große Menschen und Thaten der alten Zeiten höher und kühner vor, als sie waren, so wie die alten Bergschlösser auf steile, schroffe, verwachsene Felsenkuppen gebaut glauben, indes erst das Alter und das Wetter den Berg entkleidete, spitzte und schärfte.

Jean Paul.

§. 34.

In den Jahrhunderten vor uns scheint uns die Menschheit heranzuwachsen, in denen nach uns abzuwelken, in unserm herrlich blühend aufzuplatzen: so scheinen uns die Wolken unsers Scheidelpunkts gerade zu gehen, die vor uns steigen vom Horizonte herauf, die andern hinter uns ziehen gekrümmt hinab.

Jean Paul.

§. 35.

Die Barbarey und Verfinsterung des Menschen läuft wie der Riesenschatten des Mondes bey der Sonnenfinsterniß über die Erde und verhüllt fliehend ein Volk um das andre.

Jean Paul. Auswahl aus des T. Papieren.

§. 36.

Wir Niedergesenkte, da der Mensch unter den Menschen verschwindet, müssen uns vor der Menschheit erheben. — Wenn ich an die Griechen denke, so sehe ich, daß unsere Hofnungen schneller gehen als das Schicksal. — Wie man mit Lichtern zu Nachts über die Alpen reiset, um nicht vor den Abgründen und dem langen Wege zu erschrecken; so legt das Schicksal Nacht um uns, und reicht uns nur Fackeln für den nächsten Weg, damit wir uns nicht betrüben über die Klüfte der Zukunft und über die Entfernung des Ziels.

Es gab Jahrhunderte, wo die Menschheit mit verbundenen Augen geführt wurde, von einem Gefängniß ins andere — es gab andere Jahrhunderte, wo Gespenster die ganze Nacht polterten und umstürzten, und am Morgen war nichts verrückt; es kann keine andere Jahrhunderte geben, als solche, wo Individuen sterben, wenn Völker steigen, wo Völker fallen, wenn das Menschengeschlecht steigt; wo dieses sinkt, stürzt, endigt mit der verstiebenden Kugel . . . Was tröstet uns? —

Ein verschleyertes Auge hinter der Zeit, ein unendliches Herz jenseits der Welt. Es giebt ei-

ne höhere Ordnung der Dinge, als wir erweisen können, — es giebt eine Vorsehung in der Weltgeschichte und in eines jeden Leben, die die Vernunft aus Kühnheit läugnet und die das Herz aus Kühnheit glaubt — es muß eine Vorsehung geben, die nach andern Regeln, als wir bisher zum Grunde legten, diese verwirrte Erde verknüpft als Tochterland einer höhern Stadt Gottes — es muß einen Gott, eine Tugend, eine Ewigkeit geben.

Jean Paul.

§. 37.

Nach einem durch menschliche Vernunft berechneten Gleichmaase, und einer strengen geistigen Ordnung der Dinge wollen die Weisen unsere Erde neu erschaffen. Aber was ist die Erde, als ein hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns sichtbarer Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Welt-Alls? — und was sind wir? — — Jenes gewaltsame Auf- und Niederwallen der irrdischen Dinge — daß sich das Hohe zum Hohen gesellt und die Flächen und Tiefen verwahrlost vorgehen, — erscheint mir nicht anders als der eigenthümliche geheimnißvolle

Pulsschlag, das furchtbare, unverständliche Athemholen des Erdgeschöpfes. Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen körperlichen Daseyn bringen will, so bleibt ihr Streben immer irrdisch und sie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irrdische Schätze. — So hat auch selbst die leblose Natur recht im irrdischen Sinne die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirrdischen Ueberflusse der kostbaren Metalle verschwenderisch belohnt, indeß endlose Wüsteneyen unter ihrer kargen Hand verschmachten.

Tieck.

§. 38.

Die Erde wird blos von Menschen verändert, die nicht von ihr verändert werden. Die Menschheit empfieng alle ihre akademischen Grade nur aus der Hand einzelner exzentrischer Geister-Regenten. Die Menge konnte die Menge nicht bilden, so wie die Hunde keinen Hund abrichten; die millionen Richtungen einer Million von Quecksilbertropfen laufen nicht in die Kraft einer ein-

zigen zusammen; *) aber ein einziger mächtiger Geist steht als der Abhang und das Ufer sämmtlicher Tropfen auf. Die Menschheit wird, wie das älteste Aegypten, von Göttern regiert. Luthers heiliger Protestantismus — Leibnitzens und Fichte's Idealismus — Kants Kritizismus — Rousseaus Naturalismus u. s. w. sind gleichsam Geburten einer Königinn, welche von tausend geschlechtslosen Menschen genährt und groß gezogen werden, bis eine neue Königinn sie mit der alten entzweyt. Die sogenannte populäre nützliche Autorenklasse hätte ohne jene Geniusse, nach denen man die Zeit wie nach Konsuln rechnen sollte, nichts vorzutragen. Indessen setzen diese nützlichen die Morgengabe des Genius, die sie am Ende für ihr eingebrachtes halten, wieder als Wehre entgegen der nächsten Gabe.

Jean Paul.

§. 39.

Man denkt die Erde sey ein Teller voll Devisen mit Fragen und die zweyte Welt sey ein

---

*) Trotz des geselligen Lebens liegen ganze Völker, Sineser, Araber, die Wilden, wie Thiergeschlechter Jahrtausende unverändert auf einer Stufe.

Teller mit den Antworten darauf, und bricht nun kaum die Fragen auf. Der Unglaube und der Aberglaube des Jahrhunderts ist eine bloße sinnliche Ermattung des Kopfes; und die Ruchlosigkeit desselben ist eine des Herzens; und bloß weil sie sich als Neun und neunziger *) kennen, voziren sie keinen Schiffsprediger.

Jean Paul.

§. 40.

Die Erde ist eine dunkle Baumannshöhle, wo das Menschenblut wie Tropfstein, indem es tropft, Gestalten aufrichtet, die so flüchtig blinken, und so früh zerfließen! —

Jean Paul.

§. 41.

Ja wohl ist sie im Schatten, diese Erde! aber der Mensch ist höher als sein Ort: er sieht empor und schlägt die Flügel seiner Seele auf, und wenn die sechzig Minuten, die wir sechzig Jahre nennen, ausgeschlagen haben, so erhebt er sich und entzündet sich steigend und die Asche seines Gesie-

*) Da nach den englischen Gesetzen jedes Schiff mit hundert Seelen einen Schiffprediger haben muß, so laden die Ostindienfahrer, um ihn zu sparen, nur 99.

ders fällt zurück und die enthüllte Seele kömmt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton, in der Höhe an. — Hier aber sieht er mitten im verdunkelten Leben die Gebirge der künftigen Welt im Morgengolde einer Sonne stehen, die hienieden nicht aufgeht: so erblickt der Einwohner am Nordpol in der langen Nacht, wo keine Sonne mehr aufsteigt, doch um zwölf Uhr ein vergoldetes Morgenroth an den höchsten Bergen, und er denkt an seinen langsamen Sommer, wo sie niemals untergeht.

Jean Paul.

§. 42.

Jämmerliche Erde, die drey, vier große oder kühne Menschen verbessern und erschüttern können! Du bist ein wahres Theater: auf den Vorgrund sind einige fehlende Akteurs und einige Zelte aus Leinwand, im Hintergrunde wimmelts von gemalten Soldaten und Zelten! —

Jean Paul.

§. 43.

Vorwärts wandeln, wiederkehren,
Und das rohe neu gestalten,
Ordnung in Verwirrung schalten
Wird auf Erden immer währen.
Was gewesen, kommt auch wieder,
Zukunft ist dereinst vergangen,
Sterben muß jedwed' Verlangen,
Und die Erde zieht uns nieder.

Bildung.

§. 44.

So lange wir noch an Bildung wachsen, besteht ein Theil, und gewiß nicht der unwesentlichste unsers Fortschreitens darin, daß wir immer wieder zu den alten Gegenständen, die es werth sind, zurückkehren, und alles Neue, was wir mehr sind, oder mehr wissen, auf sie anwenden, die vorigen Gesichtspunkte und Resultate berichtigen, und uns neue Aussichten eröfnen.

F. Schlegel.

§. 45.

Was bildet den Menschen, als seine Lebensgeschichte? und so bildet den großartigen Menschen nichts, als die Weltgeschichte.

Novalis.

§. 46.

Wie das vortreflichste Instrument nicht eher seine Wirkung thut, als bis es so meisterhaft berührt wird, daß seine verborgensten, zartesten Töne hervorgehen, so ist auch der Mensch mit den edelsten, reichsten Anlagen nicht eher auf dem Wege zu den möglichsten Grade seiner Vollkommenheit begriffen, als bis er alle Eindrücke, welche die Erfahrung ihm geben kann, wirklich empfangen hat, und von ihrer Harmonie gleichsam wiedertönt.

G. Forster.

§. 47.

O der unnöthigen Strenge der Moral! da die Natur uns auf eine liebliche Weise zu allem bildet, was wir seyn sollen. Oder seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert. Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört, und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken.

Göthe.

§. 48.

Es ist eine schöne Empfindung, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblicke geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen, und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbst zufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühl für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt sind, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren.

Göthe

§. 49.

Alles was uns begegnet, läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unsrer Bildung bey, doch es ist gefährlich, sich davon Rechenschaft geben zu wollen. Wir werden entweder dabey stolz und lässig, oder niedergeschlagen und kleinmüthig, und eines ist für die Folge so hinderlich als das andre. Das sicherste bleibt immer, nur das nächste zu thun, was vor uns liegt.

Göthe.

§. 50.

Man thut nicht wohl, der sittlichen Bildung ein'am in sich selbst verschlossen, nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, dessen Geist nach einer moralischen Kultur strebt, alle Ursache hat, seine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von seiner moralischen Höhe herabzugleiten, indem er sich den Lockungen einer regellosen Phantasie übergiebt, und sich in Gefahr setzt, seine edlere Natur durch Vergnügen an geschmacklosen Tändeleyen, wo nicht an was Schlimmerem, herabzuwürdigen.

Göthe.

§. 51.

Jeder ist den andern zugleich Sonne und Sonnenblume, er wird gewendet und wendet.

Jean Paul. IV. 248.

§. 52.

Liebe das Weib! wie die schöne Natur und die
sittliche Einfalt
Nicht mit dem trägen Gefühl, welches die Bildung verschmäht.
Kühn mit der Weisheit Kelch erschöpfe die Tiefe
des Herzens
Läutr' aus dem sprudelnden Quell zarten und
heiligen Sinn.

Dann.

§. 53.

Hast du je den ganzen Umfang eines andern mit allen seinen Unebenheiten berühren können, ohne ihm Schmerzen zu verursachen? — Ihr braucht beyde keinen weitern Beweis zu führen, daß ihr gebildete Menschen seyd.

Schlegel.

§. 54.

Jeder ungebildete Mensch ist eine Carricatur von sich selbst.

Schlegel.

§. 55.

Wenn die vornehmen Weiber sich ohne die große Cour ausbilden, warum ists den Männern unmöglich? Kann die Rückfracht zweydeutiger Kenntnisse wohl die Stationsgelder, die Diäten, die Spesen, den Schwindel und das Ekeln von der Bewegung und die Gefahr des Halsbrechens bezahlen? — Sollte man wenigstens nicht mehr reisen, um vernünftiger als um vernünftig zu werden und früher in die Bücher — und in die Jahre dazu — als in die Länder kommen, und sich wie die Bienen auf dem Flugbrett vor dem Ausflug nach Honig erst die Augen säubern?

Jean Paul.

Erziehung.

§. 56.

Erziehen ist ein Fundament legen, wo unter der Erde gearbeitet wird, und nichts zu sehen ist. Ein gut gezogenes Kind ist eine Rechnung ohne Probe. Der Jüngling muß beweisen, wie die Zucht war.

v. Hippel.

§. 57.

Die Erziehung muß sich nur an die Neigung anschließen. Das erste und lezte am Menschen ist Thätigkeit, und man kann nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibt. Man giebt zu, daß Poeten geboren werden, man giebt es bey allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau be-

trachtet, so wird jede, auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweydeutige, zerstreute Erziehung macht den Menschen ungewiß, sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und, anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eignen Wege irre gehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene entweder durch sich selbst, oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist, den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.

Goethe.

§. 58.

Jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbilde erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das jeden nach seiner Weise erzieht.

Goethe.

§. 59.

Der wesentliche Unterschied zwischen der Erziehung der Alten und der Erziehung der heutigen Welt ist, daß die Alten, die wenig von Methaphysik wußten, und bey denen der Mensch mehr thätiges als denkendes Geschöpf war, auch mehr die Sitten als den Geist bildeten. Wir aber vergessen beynahe unter dem immerwährenden Einstoppeln von Gelehrsamkeit, daß wir zum Leben und nicht zum Denken allein geboren sind; daß ohne die große Kunst, auf einen Zweck zu leben, die Kunst zu denken klein ist, und der Mensch nur da gebildet heißt, wo jeder Gedanke zur edlen That aufblüht. — Diese Bemerkung ist auch für Gelehrte desto wichtiger, weil der Geist sich selten zu einer gewissen Höhe schwingt, wo der handelnde Theil der Seele in einer gewissen Unordnung lebt, und große Gedanken da leichter entstehen, wo gute Sitten sind.

B.

§. 60.

Man sollte alles Brechzeug des jungen männlichen Willens aus den Schulstuben auf die Gasse

werfen. Die Gothen schickten ihre Knaben lieber in keine Schule, damit sie Löwen blieben. Wenn man auch Mädchen einen Tag vor dem Pflanzen in die bürgerliche Welt in Milch einweichen muß, so soll man doch Knaben wie Aprikosen mit der steinernen Schale in die Erde stecken, weil sie den Stein durch ihre Wurzeln und Wachsen schon abwerfen und verlassen.

Jean Paul.

§. 61.

Erwachsene, zumal Weiber, haben sich ordentlich gewöhnt, den Kindern immer fort zu verbieten — wenigstens vorher ehe sie es ihnen erlauben — und alle ihre kleinen Unternehmungen zu schelten, zumal ihre Freuden.

Aber seyd doch froh, daß sie sich noch selber keine vergällen. Könnt ihr ihnen denn eine einzige vom Munde abgerissene späterhin wiederholen? Und wär's auch: könnt ihr ihnen denn den jungen durstigen Mund und Gaumen wiederbringen, womit sie sonst jeder süßen Frucht anwuchsen und sich ansogen an sie? Der ewig sparende Mensch, der jedes spätere Vergnügen für ein grö-

ßeres und weiseres hält, der im Frühling nur wie im Vorzimmer des Sommers lauert, und dem an der Gegenwart nichts gefällt, als die Nachbarschaft der Zukunft, dieser verrenkt den Kopf des springenden Kindes, das, ob es gleich weder vor- noch rückwärts blicken kann, doch bloß vor- und rückwärts genießen soll. Wann mir Eltern durch Gesetzeshämmer und Ruthen das Lauberhüttenfest der goldnen Kindheit in einen Aschermittwoch verkehrt haben, und den freien Augarten in einen Gethsemane-Garten: wer reibt mir denn die Farben und mahlet mir, sobald nur hektische Jugenderinerungen wie Martyrologuien vor mir sitzen, meinen düstern Kopf mit frischen, erquickenden Landschaftsstücken des Jugend-Otaheyti's in jenen trocknen männlichen Stunden aus, wo man ein amtirendes geschäztes Ding und ein gesetzter ordentlicher Mann ist, und außer seinen Brodstudien noch ein hübsches Stückchen Brod und auch sein bischen Ehre dabey hat, und so vor lauter Fort- und Auskommen in der Welt nun nichts weiter in der Welt werden will, als — des Teufels?

Jean Paul.

§. 62.

Niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen; haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen; hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht; wurden seine Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen; so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles andere in sich schließt, fassen, und in die Ausführung übertragen können.

Goethe.

§. 63.

Wie die vornehmen Jünglinge unsrer Zeit so

früh und so reich mit den Rosen der Freude überlaubt werden, daß sie, wie die Gewürz-Insulaner den Geruch verlieren, und nun die Rosen zum Sybariten-Polster unterbetten, Rosensyrup trinken und in Rosenöhl sich baden, bis ihnen davon nichts zum Reiz mehr dasteht, als die Dornen: so werden die meisten — und oft dieselben — von ihren philantropischen Lehrern anfangs mit den Früchten der Erkenntniß vollgefüttert, daß sie bald nur die honigdicken Extracte begehren, dann den Aepfelwein und Birnmost davon, bis sie sich endlich mit den gebrannten Wassern daraus zersetzen. Haben sie noch dazu eine Phantasie, die ihr Leben zu einem Naphtaboden macht, aus welchem jeder Fußtritt Feuer zieht: so wird die Flamme, worin die Wissenschaften geworfen werden, und die Verzehrung noch größer. Für diese Abgebrannten des Lebens giebt es dann keine neue Freude und keine neue Wahrheit mehr und sie haben keine alte ganz und frisch; eine vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Lebensekel, Unglauben und Widerspruch liegt um sie her. Nur noch der Flügel der Phantasie zuckt an ihrer Leiche. —

Jean Paul.

§. 64.

Zwiſchen dem blinden Gehorſam des Schulknaben, und dem freien Willen des Mannes muß es einen Mittelzuſtand geben, in welchem der Mißbrauch der Selbſtherrſchaft ſo wenig üble Folgen für das Gemeinweſen hat, als möglich. Sonſt wird, wenn der Jüngling auch noch Sklav bleibt, erſt der Mann im Amte ſich ſeinen Ausſchweifungen überlaſſen, und ſein Toben wird von üblen Folgen für das allgemeine Beſte ſeyn. Wenn hingegen ein Student ſeine Freiheit mißbraucht, ſo ſchadet er höchſtens ſich ſelbſt, und gewinnt unter ſeines Gleichen bald ſo viel Erfahrung, als er zur Lebens-Nothdurft bedarf.

Ich weiß wohl, daß es theoretiſche und praktiſche Erzieher giebt, welche den Zögling nie genug einzuſchränken und zu feſſeln glauben; Menſchen, die ſich vorſtellen, man dürfe die menſchliche Seele im Erziehungs-Inſtitute treiben, wie man Spargel im Lohbeete treibt, und die dann auch wirklich nur ſaft- und kraftloſe, ekelhafte Geſchöpfe in die Welt liefern, unfähig ſich auf einen Augenblick von ihren auswendig gelernten Regeln zu entfernen, und ſelbſtſtändig zu denken, Maſchinen in

jeder Bedeutung des Wortes! An ihren Werken müssen wir sie erkennen. Es ist eine leichte Kunst, Maschienen aus Menschen zu schnitzen; aber die menschliche Natur in ihrer Würde zu lassen, und Kräften, die eine höhere Hand schuf und in die einzelnen Keime legte, zu ihrer freyen, vollkommnen Entwicklung behülflich zu seyn, anstatt ihnen unwürdige, verunstaltende Fesseln anzulegen: — das ist die große Kunst, wozu die wenigsten Erzieher Geduld, Billigkeit und Selbstverläugnung genug besitzen. Anstatt den Zögling den Gebrauch seiner Anlagen zu lehren, wollen sie immer nur, daß er sie nach ihrer Art gebrauchen soll, und machen ihn zur schlechten Copie eines elenden Originals. Ihr kurzsichtiger, enger Egoismus ist nicht zufrieden, Menschen in verschiedenen Graden der Intension, ihrer verschiedenen Organisation und der damit verknüpften Kräfte genießen zu sehen, und sich des mannichfaltigen unerschöpflichen Reichthums der Natur zu freuen; sondern es ist ihr armseliger Ehrgeiz, nach ihrem Bilde alles um sich her modeln zu wollen. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr diese Methode auf die Verewigung der Vorurtheile und Irrthümer ab-

zwecken muß: denn ich behaupte sogar, daß, wenn ein solches Unding, wie ein vollkommenes System, möglich wäre, die Anwendung desselben bey der Pädagogik für den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher, als jedes andere werden müsse. Die Idee des Unverbesserlichen zieht einen lähmenden Mechanismus nach sich, welcher mit dem chinesischen Sittengesez am besten exemplificirt wird und den Begriff von Tugend ganz aufhebt. Der Erzieher hätte meines Erachtens wenig Verdienst um die Menschheit, der die Jugend dahin gebracht hätte, alles zu thun oder zu lassen; je nachdem es dem gewohnten Herkommen gemäß ist oder nicht, oder, was auf Eins hinauslauft, nachdem es mit den Regeln, die er von seinem Lehrer lernte, übereinstimmt, oder ihnen widerspricht. Alle dogmatische, alle geistliche Erziehung hat mehr oder weniger diese Tendenz.

G. Forster Ansichten. III Anhang S. 221 ff.

Karakter.

§. 65.

Ein Karakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.

Novalis.

§. 66.

Ueber nichts wird flüchtiger geurtheilt, als über die Karaktere der Menschen, und doch sollte man in nichts behutsamer seyn. Bey keiner Sache wartete man weniger das Ganze ab, das doch eigentlich den Karakter ausmacht, als hier. Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, wenn man sie näher kennen lernt, und die guten verlieren.

Lichtenberg.

§. 67.

Um einen Menschen, d. h. einen Karakter rein zu fassen, muß man ihn mit der besondern All=

macht des Genies, die alle Zustände in Objekte verkehrt, und die nicht nur die Farben, sondern auch das Licht bemerkt, vom eigenen Ich absondern und wegstellen und beherrschend überschauen. Aber wenige Menschen fassen einen Karakter, wie eben darum noch weniger einen mahlen. — Um einen Menschen vollkommen zu verstehen, müsse man seine Doublette seyn und noch dazu sein Leben gelebt haben. Die Sprache ist ein Gewölke, an dem jede Phantasie ein anderes Gemälde erblickt. Sogar sich selber, nämlich sein eigenes Buch fasset man, wenn uns eine Reihe unähnlicher Zustände umgearbeitet hat, bloß durch das Erinnern an den, worinn man es machte.

Jean Paul.

§. 68.

Die Geschichte des Menschen ist sein Karakter.

Goethe.

§. 69.

Man irrt sich gar sehr, wenn man aus dem, was ein Mann in Gesellschaft sagt oder auch thut, auf seinen Karakter oder seine Meynungen schliessen will. Man spricht und handelt ja nicht im-

mer vor Weltweisen; das Vergnügen eines Abends kann an einer Sophisterey hängen. Beurtheilt ja auch kein vernünftiger Cicero's Philosophie aus seinen Reden.

Lichtenberg.

§. 70.

Es ist eine goldne Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meynungen beurtheilen müsse, sondern nach dem, was diese Meynungen aus ihnen machen.

Lichtenberg.

§. 71.

Man kennt manchmal einen Menschen genauer, als man sagen kann, oder wenigstens, als man sagt. Worte, Grad der Munterkeit, Laune, Bequemlichkeit, Witz, Interesse, — alles drückt und leitet zur Falschheit.

Lichtenberg.

§. 72.

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Karakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

Lichtenberg.

§. 73.

Nie zeichnet der Mensch den eignen Karakter schärfer, als in seiner Manier einen fremden zu zeichnen.

Jean Paul.

§. 74.

Liberal ist, wer von allen Seiten und nach allen Richtungen, wie von selbst frey ist, und nach seiner ganzen Menschheit wirkt; wer alles, was handelt, ist, und wird, nach dem Maase seiner Kräfte heilig hält, und an allem Leben Antheil nimmt, ohne sich durch beschränkte Ansichten zum Hasse oder zur Geringschätzung desselben verführen zu lassen.

Schlegel.

§. 75.

Der Karakter des Menschen sitzt nicht im Verstande, sondern im Herzen.

F. H. Jacobi.

§. 76.

In jedes Menschen Karakter sitzt etwas, das sich nicht brechen läßt, das Knochengebäude des Karakters, und dieses ändern wollen, heißt immer ein Schaaf das Apportiren lehren.

Lichtenberg

§. 77.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

Goethe.

§. 78.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Karakter in dem Strom der Welt.

Goethe.

§. 79.

Unter den Menschen und den Borsdorfer Aepfeln sind die glatten nicht die besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen.

Jean Paul.

§. 80.

Viele Menschen gleichen dem Glase, glatt und geschliffen und stumpf, so lange als man sie nicht zerbricht; dann verflucht schneidend und jeder Splitter sticht.

Jean Paul.

§. 81.

Beym Himmel! auf demselben Menschen wachsen, wie auf einem Weinberge, oft viererley Weine; auf der Mittagsseite der herrlichste und auf der Nordseite einer, der nicht zu trinken ist.

Jean Paul.

§. 82.

Manieren sind karakteristische Ecken. Nichts ist pikanter, als wenn ein genialischer Mann Manieren hat, aber gar nicht, wenn sie ihn haben, das führt zur geistigen Versteinerung.

Schlegel.

Offenheit. Verstellung.

§. 83.

Wer mit seiner Manier, kleine Silhouetten von sich selbst in verschiedenen Stellungen aus freyer Hand auszuschneiden und umherzubieten, eine Gesellschaft unterhalten kann, oder auf den ersten Wink fertig ist, den Kastellan von sich selbst zu machen, und was in ihm ist, jedem, der an seiner Thüre stehen bleibt, zu zeigen, wie ein Landedelmann die verschrobenen Anlagen seines englischen Gartens, der heißt ein offener Mensch. Für die, welche auch in die Gesellschaft ihre Trägheit mitbringen, und beyläufig gerne, was sie um sich sehen, mustern und klassifiziren mögten, ist dies freylich eine bequeme Eigenschaft. Auch giebt es Menschen genug, die dieser Foderung entsprechen, und durchaus in dem Styl eines

Gartenhauses gebaut sind, wo jedes Fenster eine Thür ist, und jedermann Platz zu nehmen genöthigt wird, in der Voraussetzung, daß er nicht mehr zu finden erwarte, als was ein Dieb in einer Nacht ausräumen könnte, ohne sich sonderlich zu bereichern.

Ein eigentlicher Mensch, der etwas mehr in sich hat, als diesen ärmlichen Hausbedarf, wird sich freylich nicht so preiß geben, da es ohne dies vergeblich wäre, ihn aus Selbstbeschreibungen, auch aus den Besten und Geistvollsten, kennen lernen zu wollen. Von einem Karakter giebt es keine andre Erkenntniß, als Anschauung.

Ihr müßt selbst den Standpunkt finden, aus dem gerade ihr das Ganze übersehen könnt, und müßt verstehen, aus den Erscheinungen das Innere nach festen Gesetzen, und sichern Ahndungen zu konstruiren. Für einen reellen Zweck ist also jenes Selbsterklären überflüssig. Und Offenheit in diesem Sinne zu fodern, ist eben so anmasend als unverständig.

Wer dürfte sich selbst zerlegen, wie das Object einer anatomischen Vorlesung, das Einzelne aus der Verbindung, in der es allein schön und ver-

ständlich ist, herausreißen, und das Feinste und Zarteste mit Worten gleichsam ausprützen, daß es zur Ungestaltheit ausgedehnt wird? Das innere Leben verschwindet unter dieser Behandlung; sie ist der jämmerlichste Selbstmord.

Der Mensch gebe sich selbst, wie ein Kunstwerk, welches, im Freyen ausgestellt, jedem den Zutritt verstattet, und doch nur von denen genossen und verstanden wird, die Sinn und Studium dafür mitbringen. Er stehe frey und bewege sich seiner Natur gemäß, ohne zu fragen, wer ihn ansieht, und wie? Diese ruhige Unbefangenheit verdient eigentlich den Namen Offenheit allein: denn offen ist, wo hinein jeder gehen kann, ohne daß etwas gewaltthätiges nöthig wäre; versteht sich, daß er auch das, was nicht Niet- und Nagelfest ist, mit Achtung behandle. Mehr gehört nicht zu der Gastfreyheit, die der Mensch innerhalb seines Gemüthes beweisen muß. Alles übrige ist nur in den Ergiesungen und Genüssen einer vertrauten Freundschaft, nicht an der unrechten Stelle. Um diesen engern Kreis erst zu finden, bedarf es freylich einer etwas zuvorkommenden Mittheilung, einer schamhaften, schüchtern ver-

suchenden Offenheit, die hie und da durch einen kleinen Druck ihr innerstes Daseyn mit seinen Springfedern errathen läßt, und ihre Tendenz zur Liebe und Freundschaft offenbart. Sie ist aber kein permanenter Zustand, sondern wie eine Wünschelruthe, schlägt sie nur da an, wo der Instinkt der Freundschaft seinen Schatz zu heben hofft. Ueber diese schmale Linie des sittlich Schönen werden liebenswürdige Seelen nur durch Miß= verstand zu beyden Seiten etwas hinausgeführt. Durch mißlungene Versuche dieses schönen Instink= tes zu jener interessanten Verschlossenheit, die sich nicht verstellen, sondern nur verbergen will, und die jeden, der das Vortreffliche zu ahnden weiß, so zauberisch intrigniret; durch sanguinische Hoff= nungen, und durch eine Reitzbarkeit, welche auch von der geringsten Affinität in Bewegung gesetzt wird, zu jener naiven Herzlichkeit, welche, wie die Freymaurer, meint, daß wenigstens der erste Grad niemals zu Vielen gegeben werden kann. Diese Erscheinungen sind erfreulich und Interessant, weil sie noch an der Gränze des Besten liegen, und nur der Uneingeweihte wird sie mit Manieren verwechseln, die aus reiner Unfähigkeit hervorgehen.

So wie man ein nicht verstandenes Buch lieber verläugnet, so sind viele nur deswegen verschlossen, weil sie den Fragen über sich selbst ausweichen wollen, und wie Manche nicht für sich lesen können, ohne zugleich die Worte hören zu lassen, so können manche sich nicht anschau'n, ohne immer zu sagen, was sie sehen. Diese Verschlossenheit aber ist ängstlich und kindisch verlegen, und diese nur scheinbare Offenheit kümmert sich nicht ob jemand da ist, und wer? sondern strömt ihren Stoff aus ins Weite, und nach allen Richtungen, wie eine elektrische Spitze. Eine andre langweilige Offenheit, der mehr mit Hörern gedient ist, ist die der Enthusiasten, die aus reinem Eifer für das Reich Gottes sich selbst vortragen, erläutern und übersetzen, weil sie glauben Normalseelen zu seyn, an denen alles lehrreich und erbaulich ist. Erfahrungen und Erkenntnisse, deren Erwerbungen an lokalen und temporellen Verhältnissen abhängt, darf keiner nur für sich haben wollen; sie müssen für jeden rechtlichen Mann immer bereit liegen. Es giebt freylich eine eben nicht beneidenswerthe Art, auch Meinungen und Gefühle und Grundsätze nur so zu haben, und mit wem es so steht,

der hat natürlich für seine unbedeutende Offenheit einen weit größern Spielraum. Dagegen sind diejenigen sehr übel daran, bey denen Eigenthümlichkeit des Sinnes und Karakters überall ins Spiel kömmt. Ihnen muß man erlauben, auch mit dem, was andern nur lose anzuhängen pflegt, zurückhaltender zu seyn, bis vollendete Kenntniß ihrer Selbst und der andern ihnen den sichern Takt giebt, die Sache, worauf es den Leuten allein ankommt, von ihrer individuellen Ansicht durchaus zu trennen, und zu jedem Stoff, die ihnen fremde, Jenen aber so erwünschte gemeine Form zu geben. So können Notizen und Urtheile mitgetheilt werden, ohne auf Ideen hinzudeuten, und Empfindungen zu profaniren und die Heiligkeit des Gemüths kann bewahrt werden, ohne irgend einem zu versagen, was ihm auch nur entfernt gebührt. Wer es dahin gebracht hätte, könnte für jeden offen seyn, nach dem Maase, welches ihm zukömmt. Jeder würde glauben ihn zu haben und zu kennen, und nur der, der ihm gleich wäre, oder dem er es gäbe, würde ihn wirklich besitzen.

Schlegels Fragmente im Athenäum
1798. 1. Bd. 2tes Stück. S. 95.

§. 84.

Es giebt eine schöne Offenheit, die sich öffnet wie die Blume, nur um zu duften.

A. W. Schlegel.

§. 85.

Es giebt Leute, die zuweilen ihre Offenherzigkeit rühmen; sie sollten aber bedenken, daß die Offenherzigkeit aus dem Karakter fließen muß, sonst muß sie selbst der als eine Grobheit angesehen, der sie da, wo sie ächt ist, hochschätzt.

Lichtenberg.

§. 86.

Aus bloßer Humanität sich Ungleichen gleich stellen, einem einer Absicht wegen ein freundliches Gesicht machen, so seyn, daß man es ihm nicht auf der Stelle herausſagen darf, das ist wohl ganze Knechtschaft und verwirrt den Reinsten.

J. Paul.

§. 87.

Nicht angeborne, sondern erworbene Kälte ist der höchsten Falschheit mächtig; jene nur der Verstellung, diese auch noch der Anstellung, weil

sie zugleich alle Wege und Mittel des Feuers kennt und nützt und sich auf dem Glatteis durch die Asche voriger Glut fest macht.

Jean Paul.

§. 88.

Wer spät im Leben sich verstellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus.

Goethe.

Größe. Würde.

§. 89.

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet. Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Schiller.

§. 90.

Nach der Kraft giebt es nichts so hohes, als ihre Beherrschung; der innere Mensch ist, wie nach Plato's Dichtung der äußere, in Mann und Weib gespalten, aber seine Vollendung besteht in der Wiedervereinigung der Macht und Milde. Die Liebe giebt Stärke und die Stärke Liebe, aber die Liebe giebt am reichsten.

Jean Paul.

§. 91.

Es giebt eine Höhe, wo zwischen die erhabenen Gedanken nicht einmal mehr kleine treten, wie man auf einer Alpe die Berggipfel neben einander stehen sieht, ohne ihre Verknüpfung durch Tiefen.

Jean Paul.

§. 92.

Ich glaube man ist schon darum in der Kindheit glücklicher als im Alter, weil es in ihr leichter wird einen großen Mann zu finden und zu wähnen; ein geglaubter großer Mensch ist doch der einzige Vorschmack des Himmels.

J. Paul. F. J. IV. 171.

§. 93.

Auch die Erde, nicht nur der Himmel macht den Menschen groß.

Jean Paul.

§. 94.

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.

Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Goethe.

§. 95.

Es ist nichts großes, das Feld zu bauen, und in einer glücklichen Beschränktheit einen Tag wie den andern zu leben, nichts wunderbares in sich und in der Welt zu ahnden, und am Ende von der Welt zu scheiden, wie Tausende vorher und Tausende in der Zukunft. Aber etwas großes ist es, wenn einer das Drängen des Herzens nach allem Großen und Erhabenen empfunden hat, wenn er den Kreis aller Gedanken, Empfindungen und Handlungen durchlaufen ist, dem Glücke, das sein Herz beständig fodert, und doch nicht nennen kann, rastlos nachgejagt ist, wenn dieser dann einsieht, er kann nur in einem Kreise umher irren, freywillig dann stehen bleibt, wo er zuerst auslief, und mit Lächeln bemerkt, daß der größte Held doch im Grunde nichts wichtigeres thut, als wenn er sein Feld baut, damit es ihn ernäh-

ret, und in seinem kleinen Garten Blumen pflanzt, damit sie ihn erquicken, und Unkraut hinauswirft, das ihn ärgert. Der Mensch ist wie ein Kind im Besitz einer schönen, nackten Statue, womit er spielt und mit Mühe beständig Blumen und bunte goldne Zierrathen zusammen trägt, um sie zu schmücken: leider aber bleiben nun die meisten Menschen immer Kinder, denen ihr Spielwerk ewig mißfällt, sie reissen es von den dem schönen Bilde oft herunter, sie mögen es aber nackt nicht sehen, sondern tragen von ihrer Armuth immer neue Lumpen zusammen, um es zu bekleiden, sie meynen, sie verschönern durch Poesie ihr Leben. Glückselig ist, der die Blumen und Flitter, womit er es behängt, bald herabwirft, über sein kindisches Thun lächelt, höchstens einige Blumen herumhängt, und die edle Schönheit fähig ist zu genießen.

Sophie Bernhardie.

§. 96.

Man hat in den finstern Zeiten sehr große Männer gesehen. — Dort konnte nur groß werden, wen die Natur besonders zum großen Manne gestempelt hatte. Jetzt, da der Unterricht so leicht

ist, richtet man die Menschen ab, wie die Hunde zum Apportiren. Dadurch hat man eine neue Art von Genie entdeckt, nämlich die große Abrichtungsfähigkeit, und dieses sind die Menschen, die uns den Handel hauptsächlich verderben; sie können oft das eigentliche Genie verdunkeln, oder wenigstens hindern, gehörig emporzukommen.

Lichtenberg.

§. 97.

Von dem Ruhme der berühmtesten Menschen gehöret immer was der Blödsinnigkeit der Bewunderer zu; und ich bin überzeugt, daß solchen Menschen das Bewußtseyn, daß sie von einigen, die weniger Ruhm, aber mehr Geist haben, durchgesehen werden, ihren ganzen Ruhm vergällt. Eigentlich ruhiger Genuß des Lebens kann nur bey Wahrheit bestehen. Newton, Franklin, das waren Menschen, die beneidenswerth sind.

Lichtenberg.

§. 98.

Es ist mit dem Abwägen eine eigne Sache, und wenn auch der Mann nicht zu groß für's

Wägen ist, so ist doch nur allzuoft Wage und Wäger zu klein für den Mann und seine Kraft.

v. Moser.

§. 99.

Ich ärgere mich immer, wenn die Menschen mit dem Namen „Kleinigkeiten" schelten. Was habt ihr denn anders? Ist denn nicht das ganze Leben — bloß seine erste und seine letzte Minute ausgenommen — daraus gesponnen, und kann man nicht alles Wichtige wie einen zusammengedrehten Strang von mehrern Bagatellen zerzausen? — Unsere Gedanken ausgenommen, aber nicht unsere Handlungen, kriecht alles über Sekunden; jede große That, jedes große Leben zerspringt in den Staub der Zeittheile; — aber eben deswegen, da alles Große nichts ist, als eine größere Zahl von Kleinigkeiten, da also die Vorsehung entweder Kleinigkeiten und Individuen oder gar nichts auf unserm Rund besorgen muß, weil diese nur das Ganze unter einem längern Namen sind; so kommt die Gewißheit zu uns, daß der überirrdische Genius nicht bloß die Schwungräder des Universums und die Ströme dazu schuf, sondern auch jeden einzelnen Zahn der Räder ....

Jean Paul.

§. 100.

Wenige Menschen wissen sich selbst Würde zu geben, ohne den Anstrich von Kälte und Geringschätzung gegen andere zu bekommen.

G. Forster.

§. 101.

Der vornehme Anstand ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist, und eine lange, anhaltende Uebung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt, denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches stolzes Wesen; man soll vielmehr nur alles vermeiden, was Unwürdig, was Gemein ist, man soll sich nie vergessen, immer auf sich und andere Acht haben, sich nichts vergeben, andern nicht zuviel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen, und so ein äusseres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie. Dieser ist wie ein sehr wohl gekleideter Mann; er wird sich nir-

gends anlehnen, und jedermann wird sich hüten, an ihn zu streichen; er unterscheidet sich vor andern, und doch darf er nicht allein stehen bleiben; denn wie in jeder Kunst, so auch in dieser, soll zuletzt das Schwerste mit Leichtigkeit ausgeführt werden; so soll der Vornehme ohngeachtet aller Absonderung immer mit andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt seyn, immer als der erste erscheinen und sich niemals als ein solcher aufdringen.

Goethe.

§. 102.

Der Stolz, eine edle Leidenschaft ist nicht blind gegen eigne Fehler, aber der Hochmuth ist es.

Lichtenberg.

§. 103.

Es giebt einen gewissen edeln Stolz, durch welchen mehr, als durch Bescheidenheit, Verdienste heller glänzen.

Jean Paul.

§. 104.

Ich könnt' es nicht ertragen, wenn Menschen gewisser Größe demüthig wären.

Jean Paul.

§. 105.

Der Mensch hinter seiner ewigen Augenbinde, die er nur anders färbt und nicht dünner legt, trägt seinen Stolz von einer Stufe zur andern und tadelt auf jeder höhern nur den Stolz auf der tiefern.

Jean Paul.

§. 106.

Wenn wir uns recht fragen, so erzürnt uns nie der Stolz selber, sondern sein Mangel an Grund. — Daher kann uns oft Demuth eben so gut quälen; — daher ist unser Haß des Stolzes kein Neid gegen Vorzüge; denn indeß wir allzeit größere über uns anerkennen, und nur erstohlene vorgespiegelte hassen; so ist unser Haß nicht Liebe gegen uns, sondern eine gegen die Gerechtigkeit.

Jean Paul.

§. 107.

Der Stolz des Menschen ist ein seltsames Ding, es läßt sich so leicht nicht unterdrücken, und guckt, wenn man das Loch A zugestopft hat, ehe man sich's versieht, zu einem andern Loche, B, wieder heraus, und hält man dieses zu, so steht es hinter dem Loche C u. s. w.

Lichtenberg.

§. 108.

Jene Geschichte von einem Franzosen der alten Zeit, welcher seine Adelszeichen den Gerichten überlieferte, um sie wieder zu fodern, wenn er durch den Handel einiges Vermögen erlangt haben würde, ist eine Allegorie auf die Bescheidenheit. Wer den Ruhm dieser beliebten Tugend haben will, muß es mit seinem innern Adel eben so machen. Er gebe ihn der gemeinen Meynung ad depositum, und erwerbe sich dadurch ein Recht, ihn wieder zu fodern, daß er mit Glück und Fleiß einen Speditionshandel treibt mit fremden Verdiensten, Talenten und Einfällen, feinem und Mittelgut, wie es jeder verlangt.

Schlegel.

§. 109.

Es ist eine alte Regel: Ein Unverschämter kann bescheiden aussehen, wenn er will, aber kein Bescheidener unverschämt.

Lichtenberg.

§. 110.

Wenn jemand bescheiden bleibt, nicht beym Lobe sondern beym Tadel, dann ist er's.

Jean Paul.

Ehrgeiz. Eitelkeit. Lob. Schmeicheley.

§. 111.

Es giebt einen Ehrgeiz, der lieber der Erste unter den Letzten seyn will, als der Zweite unter den Ersten. Das ist der alte. Es giebt einen Ehrgeiz, der lieber, wie Tasso's Gabriel:

„Gabriel, che fra i primi, era il secondo;“

der Zweyte unter den Ersten, als der Erste unter den Zweyten seyn will; das ist der moderne.

Schlegel.

§. 112.

Heftigen Ehrgeiz und Mißtrauen habe ich noch allemahl beysammen gesehen.

Lichtenberg.

§. 113.

Der sichere Ehrgeiz ist weit unausstehlicher als der, welcher sich vor List und Nachstellung fürchten muß.

v. Hippel.

§. 114.

Nur Hofleute und Kinder werden durch Kriechen groß. Manche Leute weinen sich die Staatsposten hinauf und bekommen, wie Säuglinge, so oft sie schreyen Milch. Und noch auf der höchsten Stelle ziehen sie das Schnupftuch heraus und sagen gerührt: „Welche Geschäfte! Aber droben wird mich einstens der Herr belohnen!“

Jean Paul.

§. 115.

Jede Ehrensäule erhebt das Herz des Mannes, den man darauf stellt, über den Brodem des Lebens, über die Hagelwolken der Drangsale, über den Frostnebel der Verdrüßlichkeit und über die brennbare Luft des Zornes. Ich will das Zauberblatt einer günstigen Rezension einem knirschenden Währwolfe vorhalten; — so fort steht er als ein leckendes Lamm mit quirlendem Schwänzchen vor mir; und könnte eine Frau ihrem hitzigen Schriftsteller jedesmal ein kritisches Trompeterstückchen auf Fama's Trompete vorblasen, er würde einem Engel, und sie jenem Bierfiedler gleich, der im Bärenfange den Saul von Pelz durch Tanzstücke besänftigte.

Jean Paul.

§. 116.

§. 116.

Ueber jeden Genuß, den man den Menschen wohlwollend zubereite, walltet der Zufall der Aufnahme, des Gaumens, des Magens, der ihn verarbeitet; hingegen für den Genuß eines aufrichtigen Lobes hat ohne Ausnahme jeder Mensch zu jeder Stunde Ohr und Magen aufgethan; und er sagt auffer sich: „Lob ist Luft, die das einzige ist, was der Mensch unaufhörlich verschlucken kann und muß."

Jean Paul F. J. IV. 33. f.

§. 117.

Viele Lobredner beweisen die Größe ihres Abgottes antithetisch, durch die Darlegung ihrer eignen Kleinheit.

Schlegel.

§. 118.

Es ist dem Menschen leichter und geläufiger zu schmeicheln als zu loben.

Jean Paul.

§. 119.

Wer sagt, er hasse alle Arten von Schmeicheleyen, und es im Ernste sagt, der hat gewiß noch nicht alle Arten kennen gelernt, theils der Materie theils der Form nach.

Lichtenberg.

§. 120.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Goethe.

§. 121.

Die Eigenliebe läßt uns sowohl unsre Tugenden als unsre Fehler, viel bedeutender, als sie sind, erscheinen.

Goethe.

§. 122.

Der Eitle, und noch mehr die Eitle hassen Eitle viel zu stark, die doch mehr am Kopf als am Willen siechen. Ich kann mich hier freudig auf jeden denkenden Leser berufen, ob er sich je, wenn er eben ungewöhnlich eitel einher trat, tiefe Gewissensbisse oder Mißtöne im Ich verspürt zu haben entsinnt, welche doch niemals fehlten, wenn er sehr log oder zu hart war; er nahm vielmehr ein ungemein liebliches Schaukeln seines innern Menschen in der Paradewiege wahr. Daher wird ein Eitler so schwer, wie ein Spieler kurirt. Aber auch noch darum: die meisten Sünden sind Ka-

sualpredigten und Gelegenheitsgedichte und müssen häufig ausgesetzt werden, vom dritten bis zum zehnten Gebote inclusive. — Die Ehe, der Sabbath, das Wort kann man nicht zu jeder gegebenen Stunde brechen. — Verläumden kann einer so wenig als Kegeln oder Duelliren mit sich selber. — Viele beträchtliche Laster sind nur an der Ostermesse — oder am Neujahrstag — oder im Palais royal oder im Vatikan zu verüben — manche königliche, marggräfliche, fürstliche im ganzen Leben nur einmal — manche gar nicht, z. B. die Sünde gegen den H. Geist. — — Hingegen sich innerlich preisen und bekränzen, kann einer Tag und Nacht, Sommer und Winter, an jedem Orte, auf dem Katheder, im Prater, im Generalszelte, hinten auf der Schlittenpritsche, auf dem Fürstenstuhle, in ganz Deutschland, z. B. in Weimar. — Wie? und diese perennirende Balsamstaude, die den innern Menschen immerwährend anrauchert, soll man sich ausziehen oder beschneiden lassen? — —

Jean Paul.

§. 123.

Die Mädchen und gewisse Herrn finden in jeder Sache einen Spiegel, gleichsam ein aus Folie

und Glas bestehendes Bewußtseyn des äussern Ich's, in jeder Fenstertafel, vor der sie vorübergehen, im Kaffee ohne Sahne, in allem was polirt und geschliffen ist; ja sie küssen oft ein Auge, um sich darin zu spiegeln. Mädchen thun es, weil sie sich für verfinsterte Sonnen ansehen, die man am besten im Spiegel observiert; Herrn setzen sich, wie Fliegen, gern auf Spiegel, weil sie, wenn sie reden, daran denken, wie es Lavater machte. Der Zürcher sah nämlich unter seiner Kinderlehre unaufhörlich das schwächste Gesicht an, das er in der Kirche auftrieb, bloß um sich darnach den andern faßlich zu machen. Der Spiegelseher glaubt ebenfalls für die Gesellschaft verständlich zu seyn, wenn er sich nach dem mattesten Gesichte, das er darin kennt, nach seinem eignen im Spiegel richtet und einzieht. Hat er keinen, so betrachtet er mit Pfauenaugen seine Füße. Ueberhaupt nimmt in unsern Tagen die Kurzsichtigkeit so zu, daß die feinsten Leute nur die nächsten Gegenstände, welches sie selber sind, erkennen, und sich in Zimmern voll glänzender Wesen bloß auf das nahe Gebiet ihres Ich's, auf ihre Glieder und Kleider einzuschränken genöthigt sehen.

Jean Paul.

§. 124.

Nichts fegt und siebt unsere Vorzüge und Liebhabereyen besser durch, als eine fremde Nachahmung derselben. Für ein Genie sind keine schärfere Polirmaschienen und Schleifscheiben vorhanden, als seine Affen. Wenn ferner jeder von uns neben sich noch ein Doppel-Ich, einen vollständigen Archimismus und Repetenten im Komplimentiren, Hutabnehmen, Tanzen, Sprechen, Zanken, Prahlen ꝛc. herlaufen sähe; beym Himmel! ein solches Repetirwerk unsrer Mißtöne würde ganz andere Leute aus mir und andern Leuten machen, als wir gegenwärtig sind. Der erste und kleinste Schritt, den wir zur Besonnenheit und Tugend thäten, wäre schon der, daß wir unsre körperliche Methodologie z. B. unsern Gang, Anzug, Dialekt, unsere Schwüre, Mienen, Leibgerichte ꝛc. nicht besser, sondern gerade so befänden, als alle Fremde. Fürsten haben das Glück, daß sich alle Hofleute um sie zu treuen Supernumerarkopisten und Pfeilerspiegeln ihres Ichs zusammenstellen, und sie durch diese Heloten-Mimik bessern wollen. Aber sie erreichen selten die gute Absicht, weil der Fürst, wie der Grundsatz des Nichtzuunterscheidenden an keine wahre Menächmen glaubt, sondern sich einbildet, in der Moral, wie in der Katoptrik zeige jeder Spiegel und Nebenregenbogen alles verkehrt.

Jean Paul.

Vernunft. Verstand.

§. 125.

Millionen Menschen empfiengen den Funken der Vernunft und fachten ihn an zur größern oder kleinern Flamme; Millionen empfanden, dachten und wirkten, jeder auf seine ihm eigene Weise; die Früchte ihres Fleißes, ihres Nachdenkens, ihres bildenden Triebes erfüllen die Erde, und dennoch sind die Verhältnisse der Dinge untereinander noch nicht erschöpft, und keine Macht bestimmt ihre Gränze oder Zahl. Wir stehen da, und schöpfen aus dem unermeßlichen Meere die mannichfaltigen Gestalten. Je mehr wir aufnehmen können, desto schöner und reicher ordnet sich in uns, wie im Spiegel, das Bild des göttlichen All.

G. Forster.

§. 126.

Was man gewöhnlich Vernunft nennt, ist nur eine Gattung derselben; nemlich die dünne und wässerige. Es giebt auch eine dicke, feurige Vernunft, welche den Witz eigentlich zum Witz macht, und dem gediegenen Styl das Elastische giebt und das Elektrische.

Schlegel.

§. 127.

Nicht nur zu einer Perücke, auch zu einem Kopfe gehören mehrere Köpfe.

J. Paul Flegelj. III. 210.

§. 128.

Der Denker braucht gerade ein solches Licht wie der Maler; hell, ohne unmittelbaren Sonnenschein oder blendende Reflexe und, wo möglich, von oben herab.

Schlegel.

§. 129.

Der Schatten und die Nacht sehen weit mehr als Gestalten und Wirklichkeit aus, als das Tageslicht, das doch nur allein existirt und jene scheinen läßt.

J. Paul Flegelj. III. 214.

§. 130.

Es giebt Tage, wo man sehr glücklich gestimmt ist, und leicht neue Entwürfe machen, sie aber eben so wenig mittheilen, als etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken sind es, nur Seelen von Gedanken.

Schlegel.

§. 131.

Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben.

Novalis.

§. 132.

Zu einer gewissen, gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verstand, und wir werden auch nur zu Verstand, so daß wir das ausserordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert: nicht mehr sehen, und wenn wir es erkennen, doch tausend Entschuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verständiger Mensch ist viel für sich, aber fürs Ganze ist er wenig.

Göthe.

§. 133.

Ich habe immer gesehen, daß unsere Grundsätze nur ein Supplement zu unsern Existenzen sind. Wir hängen unsern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Gesetzes um.

Göthe.

§. 134.

Ruhig und vernünftig zu betrachten ist zu keiner Zeit schädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge anderer zu denken, stellen sich die unsere unvermerkt selbst an ihren Platz, und jede falsche Thätigkeit, wozu uns die Phantasie lokt, wird alsdann gern von uns aufgegeben.

Göthe.

135.

Alle Dinge in der Welt sind so oder anders, nachdem wir sie so und anders betrachten, der Verstand des Menschen ist eine Wundertinktur, durch deren Berührung alles, was existirt, nach unserm Gefallen verwandelt wird.

Tieck.

136.

Unser sämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge, die Objekte müssen durch entgegengesetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erscheinen.

Novalis.

§. 137.

Das Nichtverstehen kommt meistens gar nicht vom Mangel an Verstande, sondern vom Mangel an Sinn.

Schlegel.

§. 138.

Man liest häufig von Gespenstern, die ihre Köpfe in den Händen, aber nie von welchen, die ihre Hände in dem Maule herumgetragen hätten. Unsere Vorfahren, die wahrscheinlich diese Historien aus weisen Absichten erfunden haben, um in diesen Vehikulis schon in der zarten Kindheit durch die Ammen den Kindern allgemeine Wahrheiten beyzubringen, haben vermuthlich damit sagen wollen, was andre anders bewiesen haben: ohne Hände sey nichts anzufangen, aber der Kopf sey nur eine Art von Huth, den man zwar zu-

weilen trage, der aber bey den eigentlichen Gallabegebenheiten unsers Lebens abgenommen werden müsse.

Lichtenberg.

§. 139.

Manche Menschen äussern schon eine Gabe sich dumm zu stellen, noch ehe sie noch klug sind; die Mädchen haben diese Gabe sehr oft.

Lichtenberg.

§. 140.

Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Verstande; vor der Dummheit sollen sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist, aber jener ist unbequem, und man muß ihn bey Seite schaffen, diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten.

Jean Paul.

§. 141.

Was ist die Dummheit? — Ein Wesen, das allenthalben und nirgends wohnt, weil wenn die Nachfrage umgeht, jeder Wirth diesen Miethsmann verläugnet. In der Putzstube wird er gepflegt und gehätschelt, in den Armen des Richters, des

Fürsten, des Ministers, des Schulmeisters, des Tabakrauchers liegt er, wie Johannes, zärtlich am Herzen, und keiner ließe ihn sich nehmen, eher das Leben. Mit Bändern wird er aufgeputzt, in Marmor gebunden und in Bibliotheken gestellt, für die Geliebte, oft für den Sohn ausgegeben, selten oder nie gegen den Verstand ausgetauscht.

Tieck.

§. 142.

Die Narrheit ist bloß dadurch von der Tollheit unterschieden, daß sie willkührlich wie die Dummheit ist. Soll dieser Unterschied nichts gelten, so ist es sehr ungerecht, einige Narren einzusperren, während man andre ihr Glück machen läßt. — Beyde sind dann nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden.

Schlegel.

Geist. Wiz. Genie.

§. 143.

Sinn der sich selbst sieht, wird Geist; Geist ist innere Geselligkeit; Seele ist verborgene Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist das Gemüth. Man kann etwas Geist haben, ohne Seele, und viel Seele bey weniger Gemüth. Der Instinkt der sittlichen Größe aber, den wir Gemüth nennen, darf nur sprechen lernen, so hat er Geist; er darf sich nur regen und lieben, so ist er ganz Seele, und wann er reif ist, hat er Sinn für alles. Geist ist wie eine Musik von Gedanken, wo Seele ist, da haben auch die Gefühle Umriß und Gestalt, edles Verhältniß und reizendes Kolorit. Gemüth ist die Poesie der erhabenen Vernunft, und durch Vereinigung mit Poesie und sittlicher Erfahrung entspringt aus ihm jene namenlose Kunst, welche das verworrene, flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.

Schlegel.

§. 144.

Nur der Geist, welcher selbst denkt, und sein Verhältniß zu dem Mannichfaltigen um sich her erforscht, nur der erreicht seine Bestimmuug. Wie wir anfingen, so endigen wir dann durch die Möbel aller möglichen Zusammensetzungen hindurch kehren wir, reich in uns selbst und frey, zu der ursprünglichen Einfalt zurück.

G. Forster.

§. 145.

Es giebt einen kalten, kecken Geist im Menschen, den Nichts was angeht, nicht einmal die Tugend; denn er wählt sie erst, und er ist ihr Schöpfer, nicht ihr Geschöpf. Ich erlebte einmal auf dem Meer einen Sturm, wo das ganze Wasser sich wüthend und zackig und schäumend aufriß und durch einander warf, indeß oben die stille Sonne zusah; — so werde! Das Herz ist der Sturm, der Himmel das Ich.

Jean Paul.

§. 146.

Jeder Geist ist korinthisches Erz, aus Ruinen und bekannten Metallen unkenntlich geschmol-

zen. Wenn Völker an der Gegenwart steil und hoch hinaufwachsen können, warum nicht Geister an der Vergangenheit? — Geister abmarken heißet den Raum in Räume verwandeln, und die Luftsäulen messen, wo man oben nicht mehr Knauf und Aether sondern kann.

Jean Paul.

§. 147.

Es ist gleich tödtlich für den Geist, ein System zu haben, und keines zu haben. Er wird sich also wohl entschließen müssen, beydes zu verbinden.

Schlegel.

§. 148.

Wer ein System glaubt hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt. Erträglicher noch ist Intoleranz des Gefühls als Intoleranz des Verstandes; Aberglaube besser als Systemglaube.

Tieck.

§. 149.

Es giebt Geister, denen es bey großer Anstrengung und bestimmter Richtung an Biegsamkeit fehlt; sie werden entdecken, aber weniges, und immer in Gefahr seyn, diese Lieblingssätze zu

wiederholen. Man dringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit großer Gewalt gegen ein Brett drückt, ohne ihn umzudrehen.

Schlegel.

§. 150.

Sinn und Geist ist ein Gut, dessen Mangel man nicht empfinden kann.

Schlegel.

§. 151.

Witz ist eine Explosion von gebundenem Geist.

Schlegel.

§. 152.

Man soll Witz haben, aber nicht haben wollen, sonst entsteht Witzeley, alexandrinischer Styl im Witz.

Schlegel.

So bleibt am Ende gar, von Witz das bloße Z.

Lichtenberg.

§. 153.

Witz erfindet, Urtheilskraft behandelt. Wer Witz hat, kauft den Acker, wer Urtheilskraft besitzt, theilt die Felder ein, säet und umzäunet. Der Witzige vergleicht; der philosophische Richter verbin-

verbindet und trennt. Der Witzige macht allem, was schön ist, die Aufwartung. Der Philosoph ist für Verlobung und Beylager, und was er zusammengefügt hat, soll der Witz nicht scheiden. Der Mensch ist stumpf, heißt, er hat nicht Witz; der Mensch ist dumm, heißt, er hat nicht Urtheilskraft. Beym Witz muß alles wie von ohngefähr kommen.

v. Hippel.

§. 154.

Die Römer wußten, daß der Witz ein prophetisches Vermögen ist; sie nannten ihn Nase.

Schlegel.

§. 155.

Witzige Einfälle sind die Sprichwörter der gebildeten Menschen.

§. 156.

Viele Witzköpfe an Einer Tafel, heißt das nicht mehrere herrliche Weine in Ein Glas zusammen gießen.

J. Paul Flegelj. IV. 248.

§. 157.

Es ist ein großer Irrthum, den Witz bloß auf die Gesellschaft einschränken zu wollen. Die

besten Einfälle machen durch ihre zermalmende Kraft, ihren unendlichen Gehalt und ihre klassische Form oft einen unangenehmen Stillstand im Gespräch. Eigentlichen Witz kann man sich doch nur geschrieben denken, wie Gesetze; man muß seine Produkte nach dem Gewichte würdigen, wie Zäsar die Perlen und Edelsteine in der Hand sorgfältig gegen einander abwog. Der Werth steigt mit der Größe ganz unverhältnißmäßig, und manche die bey einem enthusiastischen Geist und barocken Aeußern, noch beseelte Akzente, frisches Kolorit, und eine gewisse krystallene Durchsichtigkeit haben, die man mit dem Wasser der Diamanten vergleichen möchte, sind gar nicht mehr zu schätzen. A. W. Schlegel.

§. 158.

Witz als Werkzeug der Rache, ist so schändlich, wie die Kunst als Mittel des Sinnen-Kützels.

Schlegel.

§. 159.

Nichts ist verächtlicher als trauriger Witz.

Schlegel.

§. 160.

Spöttischen Witz, wie geselligen Rausch erlaubt sich der Weise
Nur im vertraulichen Kreis, nimmer beym festlichen Schmauß.
Witzlinge geben der Menge sich Preiß; doch sittliche Würde
Hüllet der Grazien Flor auch um den fröhlichen Scherz.

R.

§. 161.

Eine Satyre über alles ist gar keine, sondern Unsinn, weil jede Verachtung etwas Geachtetes als Maasstab, jedes Thal einen Berg voraussetzt. Die Persiflage der Franzosen und Weltleute, welche die Ausnahmen verhöhnt und züchtigt, und doch die Regel verkennt und abläugnet, gleicht der hölzernen Ente Vaukonsons, welche künstlich einen Unrath in den letzten Wegen bereitet; ohne vorher in die ersten Futter genommen zu haben. Giebt es eine giftigere geistige Consomption und Asphyxie, als dieses Aussterben aller Achtung?

Jean Paul.

§. 162.

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Schiller.

§. 163.

Der Genius wird nur vom Genius gefasset; die edle Natur nur von ihres Gleichen; indeß sie zugleich die unedle noch deutlicher erkennet, als diese selber. Nur der Sehende begreift den Blinden, aber nicht dieser jenen. Doch sind genialische Kraft und genialischer Sinn sehr oft in ungleicher Stärke beysammen, ja dieser kann ohne jene seyn.

Jean Paul.

§. 164.

Bloß die Philosophie und die Poesie sind die beyden Brennpunkte der genialischen Ellipse; das Uebrige ist der Kreis der Gelehrsamkeit; über jene richtet der ähnliche Sinn, über diese die ähnliche Kenntniß. Sogar die mündlichen Richter des Gesprächs erkennen diese breite Grenzscheidung an. Der große Sprach- der Geschichts- der Naturfor-

forscher ꝛc. gebieten in der Gesellschaft durch ihre Autorität — wiewohl nicht der ähnlichen fremden —; aber der tiefsinnigste Philosoph kann sein Glauben der höhern innern Welt und der gröste Dichter sein Schauen derselben nicht dem Widerspruche der plattesten Lippe entziehen; weil hier nicht Uebung, sondern angeborner Sinn die Richterwage bringt und hält; diesen aber jeder zu haben glaubt. Daher giebt es für einen Kammerdiener zwar keinen Helden, aber doch einen großen Linguisten, Historiker, Geographen; ja gegen das Genie kann der kleinste Kopf zuweilen ein kleines Recht haben, aber nicht gegen den großen Gelehrten.

Jean Paul.

§. 165.

Je älter der bessere Mensch wird, oder je stiller und frömmer, desto mehr hält er das Angeborne für heilig, nämlich den Sinn und die Kraft; indeß sich für die Menge das Erworbene, die Fertigkeit und die Wissenschaft überall prahlend vordrängt, weil dieses allgemein und auch von denen begriffen wird, die es nicht haben, jenes aber nicht. In der Dämmerung und im Mondschein treten die Sonnensterne verhüllt

in den Aether zurück, aber die nahen, erdigen Wandelsterne halten immerfort ihr entlehntes Lichtchen feil. Die frühern Völker, wo der Mensch mehr war, und weniger wurde, hatten einen kindlichern, bescheidenern Sinn für alle Gaben des Unendlichen, z. B. für Stärke, Schönheit, Glück; und sogar alles Unwillkührliche war ihnen heilig und Weissagung und Eingebung, daher ihre Traumdeuterey der Reden der Kinder, der Wahnsinnigen, der Trunkenen und der Träumer.

Jean Paul.

§. 166.

Hell steigt der Genius vom Himmel nieder und das Gewölke erglänzet mit, wenn er es durchdringt, und der ätherische Geist berührt die Erde. Da verwandelt sich alles, — die Felsen gehen auf und zeigen stille, große Gestalten — auf die Leinwand und die Mauern fällt der Widerschein von fernen Göttern und ihren Himmeln — alle Körper erklingen, Sehne, Holz und Gold und die Luft durchfliegen Lieder —; aber die dumpfe Menschenheerde hebt ein wenig den Kopf von der Weide verwundert auf, und bückt sich wieder und graset weiter, nur wenige werden geheiligt und keiner verklärt.

Jean Paul.

§. 167.

Ein großer Kopf leuchtet für die Nachwelt sanfter und wohlthätiger als für die Mitwelt: Menschen, die an dem Vesuv der Freiheit und des Lichts schnell auf dem zurückrollenden Boden auflaufen, stoßen denen die losen Steine auf den Kopf, die hinter ihnen klettern.

Jean Paul.

§. 168.

Wie aufgehendes Sonnenlicht trifft das aufsteigende Genie die Welt; die sämmtlichen Kritiker niesen, die Nachahmer zeugen *) und alles fühlt sich neu geboren. — Es arbeitet mit der stillen Allmacht des Klima fort und wäscht Mohren weiß. Das elegante Werk wird leicht alt und wird als Kind der gebildeten Zeit bald das Opfer der fortgebildeten; hingegen über ein genialisches hinaus kann sich die Menschheit nie bilden, weil jenes diese selber schon ganz in sich trägt . . . Wie ein Gesandter zu einem öffentlichen Einzug bringt ein Genius seine Livreen mit und erst an Ort und Stelle steckt er die erforderlichen Leute

*) Bekanntlich wirkt plötzliches Licht auf die Nasennerven und auf die Genitalia.

hinein, die er dazu gemiethet. Hätten z. B. die jungen Fichtianer zur Zeit gelebt, da Wolf aus Halle — auszog, so hätten seine mitgebrachten Livreen immer an ihnen Leute gefunden, die hineingegangen wären. Aus Einem Elephantenzahn wird leicht eine ganze Zahnküste von Kunstzähnen für eine ganze Generation gearbeitet.

Jean Paul.

§. 169.

Ich kann nicht leugnen, mein Mißtrauen gegen den Geschmack unserer Zeit ist bey mir vielleicht zu einer tadelnswürdigen Höhe gestiegen. Täglich zu sehen, wie die Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kellereseln zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viele Füße haben, sondern weil die Meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen, hat gemacht, daß ich keinem mehr ohne Prüfung traue. Lichtenberg.

§. 170.

Man nehme das Körperkleid so fein gewoben als man wolle, so verhält sichs doch zum Ich wie der unorganisirte feinste Rock zum organischen Leibe; ein einziger irrdischer Nerve ist aber schon der Sperrstrick vor der andern Welt, und ein einziges Erdstäubchen zieht die ganze Erde, unser

ganzes irrdisches Treiben nach sich; das Leben nach dem Tode ist dann eines vor demselben, und der Gestorbene vom Lebenden nur dadurch verschieden, daß er hinter dem Alter alt, und aus dem Neunziger ein Millionär wird; wir hiesige Nachtraupen verwandeln uns dann nicht in Schmetterlinge, sondern in Tagraupen und fressen und kriechen bloß im Sonnenschein. Aber was wir begehren und was allein zu beweisen ist, das muß etwas anders seyn; die Welt des moralischen Herzens klingt wie ein Ton unsichtbar und unwirksam in der groben der Sinne; will denn unsere Liebe, unsere Freude, unsere Gottesahnung etwas, was auf einer harten Körperwelt, sey es auch die schönste, erscheinen kann? Die schönste, die ich in dieser Art kenne, ist die von der Phantasie, dieser rechten Weltschöpferinn; und doch muß eben diese gewaltige Weltseele alle ihre Weltgloben, damit sie Zauberlicht gewinnen, mit der Morgenröthe und Milchstrasse der künftigen Unendlichkeit ahnend umziehen. Wie die Geisterfurcht sich vor wahnsinnigen neuen Schmerzen entsetzt, die nicht vor dem Einflusse, sondern vor der bloßen Gegenwart des Gegenstandes beben, und die uns gar keine Gestalt aus diesem Mit-

tagsleben reissen oder heilen könnte, so giebt es auch eine Geister-Hofnung und Geister-Liebe, die nicht Wirkungen sondern Daseyn der Wesen begehrt, und welche keiner irrdischen Freude abborgt, sondern höchstens der besten heimlich darleiht. Unser armes wundes volles Herz habe sich auch nach allen Seiten noch so oft wieder geschlossen, so bleibt doch daran eine angeborne Wunde offen, die nur in einem andern Elemente des Daseyns zufällt, wie sich an ungebohrnen Kinderherzen die eyförmige Defnung erst verschließt, wenn es leichteres Leben athmet. Darum wendet sich ja unsere obere Blattseite, so oft man sie auch gegen den Boden umdrehe, immer wieder gegen ihre Himmels-Seite herum, und die untere oder irrdische Blattseite umgekehrt.

Jean Paul.

§. 171.

Nur die äusserlich bildende und schaffende Kraft des Menschen ist veränderlich und hat ihre Jahreszeiten. Veränderung ist nur ein Wort für die physische Welt. Das Ich verliert nichts, und in ihm geht nichts unter; es wohnt mit allem, was ihm angehört, seinen Gedanken und Gefühlen, in der Burgfreiheit der Unvergänglichkeit. Verloren gehen kann nur das, was bald hierhin, bald dorthin verlegt wird. Im Ich bildet sich alles organisch, und alles hat seine Stelle. Was du verlieren kannst, hat dir noch nie angehört: das gilt bis auf einzelne Gedanken.

Schlegel.

Seele. Herz.

§. 172.

Gemein und dunkel wird oft die Seele verhüllt die so rein und offen ist; so deckt graue Rinde das Eis, das zerschlagen, innen licht und hell und blau wie Aether erscheint. Bleib' euch stets die Hülle fremd, bleib' es euch nur der Verhüllte nicht.

Jean Paul Fleg. J. I. 197.

§. 173.

Manche Seelen entfallen dem Himmel wie Blüthen; aber mit den weißen Knospen werden sie in den Erdenschmutz getreten, und liegen oft besudelt und erdrückt in den Fußstapfen eines Hufs... Zarte Seelen werden von drey Räubern ihrer Freuden angefallen: vom Volke, dessen rohe Griffe ihrem weichen Herzen nichts als Narben geben — vom Schicksal, das an einer schönen Seele

voll Glanz die Thräne nicht wegnimmt, weil sonst der Glanz vergienge, wie man den feuchten Diamant nicht abwischt, damit er nicht erbleiche — vom eignen Herzen, das zu viel bedarf, zu wenig genießet, zu viel hofft, zu wenig erträgt.

Jean Paul.

§. 174.

Gewisse Seelen sind zum Auffassen gewisser Gegenstände geschaffen oder organisirt, diese spiegeln sie so rein und klar wieder von sich, daß man sieht, sie wurden gleichsam ein Wesen mit ihnen, da sie hingegen für Eindrücke aus einer andern Klasse gar nicht empfänglich scheinen, von andern Objekten schlechterdings nicht berührt werden.

G. Forster.

§. 175.

Zwey schöne Seelen entdecken ihre Verwandtschaften am ersten in der gleichen Liebe, die sie an eine drittere bindet.

Jean Paul.

§. 176.

Es ist eine schauderhafte Empfindung, wenn ein edler Mensch mit Bewußtseyn auf dem Punkte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden

soll. Alle Uebergänge sind Krisen, und ist eine Krise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Besserung fühlt man, und man sieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels.

Goethe.

§. 177.

Ganz, und im strengsten Sinne kennt niemand sich selbst; von dem Standpunkte der gegenwärtigen Bildungsstufe reflektirt man über die zunächst vorhergegangene, und ahndet die kommende: aber den Boden, worauf man steht, sieht man nicht. — Von einer Seite hat man die Aussicht auf ein Paar angränzende; aber die entgegengesetzte Seite des beseelten Planeten bleibt immer verdeckt. Mehr ist dem Menschen nicht vergönnt.

Schlegel.

§. 178.

Wenn Selbstkenntniß der Weg zur Tugend ist: so ist Tugend noch mehr der Weg zur Selbstkenntniß. Eine gebesserte, gereinigte Seele wird von der kleinsten moralischen Gift-Art, wie gewisse Edelsteine von jeder andern trübe, und jetzt, nach der Besserung merkt sie erst, wie viele Unreinigkeiten sich noch in allen Winkeln aufhalten.

Jean Paul.

§. 179.

Giebt es nicht wohllüstige Ausschweifungen der Seele, welche strafbarer als physische Wohllüste sind, da sie den Menschen im wesentlichsten Theile seines Daseyns entnerven?

G. Forster.

§. 180.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser.
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels
Und leicht empfangen
Wallt er verschleyernd
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er muthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mißt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen
Wie gleichst du dem Wind!

Goethe.

§. 181.

Manches Geheimniß der großen Natur enträthselt der Weise
Ohne die Liebe jedoch nimmer sein eigenes Herz.

v. Schiller.

§. 182.

Wer das, was sich nur von Innen herausfühlen läßt, mit der Wünschelruthe des untersuchenden Verstandes entdecken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl und nicht das Gefühl selber entdecken. Eine ewige feindselige Kluft ist zwischen dem fühlenden Herzen und den Untersuchungen des Forschens befestigt, und jenes ist ein selbstständiges, verschlossenes, göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen und gelöst werden kann. — Wie jedes einzelne Kunstwerk nur durch das Gefühl, von dem es hervorgebracht ward, erfaßt und innerlich ergriffen werden kann, so kann auch das Gefühl überhaupt nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden: — gerade so, wie nach der Lehre der Maler jede einzelne Farbe nur vom gleichgefärbten Lichte beleuchtet ihr wahres Wesen zu erkennen gibt. — Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum? und dem ewigen Forschen nach Zweck und Ursache untergräbt, der kümmert sich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge selbst, sondern um die Begriffe, als die

Grän-

Gränzen und Hülsen der Dinge, womit er seine Algebra anstellt.

Tieck.

§. 183.

Alle Menschen pflegen minder oder mehr sich an Empfindungen zu hängen, von denen sie glauben, daß sie in ihnen selbst oder in andern dauern werden; und finden sich betrogen. Andere, die sich klüger dünkten, suchten's mit dem Verstande und meynen, mit Begriffen ließe das Lebendige sich wohl einbalsamiren, und diese Mumien wären keine Leichen. Aber so wenig sich Gefühl in uns oder andern nach Gefallen anzünden, auslöschen, mindern und mehren läßt, so wenig, und noch viel weniger will es gelingen, das Gefühl mit Hülfe der Begriffe zu enrathen.

F. H. Jacobi.

§. 184.

Wie eine Sonne geht das Herz durch die blassen Gedanken und löschet auf der Bahn ein Sternbild nach dem andern aus.

Jean Paul.

§. 185.

Das Herz braucht etwas anders als Sinnen;

man geb' uns tausend neue, der Lebensfaden bleibt doch auf dieselbe Weise leer verglimmend; der leichte Punkt des Augenblicks lodert an ihn hinauf, und der lebendige Funke lauft zwischen dünner Asche und leerer, weiser Zukunft. Die Zeit ist ein Augenblick, unser Erden-Seyn, wie unser Erden-Gang ein Fall durch Augenblicke.

Jean Paul.

§. 186.

Es giebt eine in unserm Herzen hängende Geisterwelt, die mitten aus dem Gewölke der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht. Ich meyne das innere Universum der Tugend, der Schönheit und der Wahrheit, drey innere Himmel und Welten, die weder Theile noch Ausflüsse und Absenker, noch Kopien der äußern sind. Wir erstaunen darum weniger über das unbegreifliche Daseyn dieser drey transzendenten Himmelsgloben, weil sie immer vor uns schweben, und weil wir thöricht wähnen, wir erschaffen sie, da wir sie doch bloß erkennen.

Jean Paul.

§. 187.

Ach daß wir doch dem reinen stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!

Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist, uns was zu fliehen.

Göthe.

§. 188.

Ihr großen oder seligen Geister über uns! Wenn der Mensch hier unter den armen Wolken des Lebens sein Glück wegwirft, weil er es kleiner achtet, als sein Herz; dann ist er so selig und so groß wie ihr. Und wir sind alle einer heiligeren Erde werth, weil uns der Anblick des Opfers erhebt und nicht niederdrückt, und weil wir glühende Thränen vergießen, nicht aus Mitleiden, sondern aus der innersten, heiligsten Liebe und Freude.

Jean Paul.

§. 189.

Ueber das Herz zu siegen, ist groß; ich verehre
den Tapfern;
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir
doch mehr.

Schiller.

§. 190.

Es ist in der Welt nichts schätzbarer als ein

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist. Ob es geliebt habe? Ob es noch liebe? Darauf kommt es nicht an. Die Liebe mit der ein anderer geliebt wird, ist mir beynahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Göthe.

§. 191.

Das Herz ist unendlich und ewig neu. Wir können uns an den größten Schönheiten und Wahrheiten übersättigen und ihren Reiz und Umriß durch den Genuß zerdrücken; aber keine schöne That kommt uns veraltet oder zu oft, und über den moralischen Zauber und Genuß herscht keine Zeit.

Jean Paul.

§. 192.

In unserer innern Welt fliegen so viele zarte und heilige Empfindungen herum, die, wie Engel, nie den Leib einer äußern That annehmen können; so viele reiche, gefüllte Blumen stehen darin, die keinen Saamen tragen, daß es ein Glück ist, daß man die Dichtkunst erfunden, die alle jene unge-

bornen Geister und den Blumenduft leicht in ihrem Limbus aufbewahrt.

Jean Paul.

§. 193.

— — — — Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.

Göthe.

§. 194.

Jede bessere Brust trägt, gleich seltenen, durchsichtigen Bernsteinstücken, einen ewigen hellen zitternden Thränentropfen in sich, der weder fließen noch trocknen kann.

Jean Paul.

§. 195.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umspielen hunderttausend Wogen,
Alles reizt und mancherley gefällt,
Mancherley verdrießt uns, und von Stund zu
Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,

Spielt hinweg das bunte Weltgewicht.
Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Wer kennt unsre Sinnen?
Wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt seyn, überfließen,
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen,
Alles Leid und Freude der Natur!
Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh';
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bey deinem Weh, bey deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

Goethe.

§. 196.

Mit der wunden Zärte des innern Menschen nehmen zugleich unsere Forderungen und unsere

Schmerzen zu. Aber eben diese große Wärme verfälschet unser Urtheil über die äußere Temperatur; wir gleichen Badegästen, die aus dem heißen Zuber in die Sommerstube springen, und die im Sonnenschein frösteln, wie Aleranders Haushofmeister. Daher trifft niemand so viel gefühllose Menschen auf der Erde an, als der gefühlvolle Jüngling: ja, bestecke die Erde bloß mit Werthers, sie werden alle einander für Eiszapfen ansehen, für Schneemänner.

Jean Paul.

§. 197.

Es ist nicht selten, daß jemand lange kalt scheint und heißt, der nachher bey außerordentlichen Veranlassungen durch die gewaltigsten Explosionen von Leidenschaft alles in Erstaunen setzt. Das ist der wahrhaft gefühlvolle Mensch, bey dem die ersten Eindrücke nicht stark sind, aber lange nachwirken, tief ins Innere dringen, und im Stillen durch ihre eigne Kraft wachsen. Immer gleich zu reagiren ist das Kennzeichen der Schwäche; jenes innere crescendo der Empfindungen ist die Eigenheit energischer Naturen.

Schlegel.

§. 198.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menschen, die sich warm vor andern glauben,
Weil sie die Hitze fliegend überfällt.

Göthe.

§. 199.

Oft waren nur unsere Verhältnisse hart, indeß unsere Herzen es geschienen.

Jean Paul.

§. 200.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?

Jean Paul.

§. 201.

Ach! erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das An-

schauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabey, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimath näher zu seyn, nach der unser Bestes, Innerstes, ungeduldig hinstrebt.

Goethe.

§. 202.

Warum stehen denn durch alle unsere Bündnisse Schmerzen, und warum blutet das Herz, wie seine Adern, am reichsten, wenn es erwärmt wird?

Jean Paul.

§. 203.

Wem das Herz wie ein Arm eingeschlafen, und schwer und fühllos zu bewegen ist, dem durch- und überläuft's das erwachende Glied sehr närrisch, wenn er's regt.

Jean Paul.

§. 204.

Die Bäcker kündigen das weiche Gebäck durch steinernes oder thönernes im Laden an; Menschen indeß ihre härtesten Sachen, worunter das Herz gehört, durch ihre weichsten, wozu Worte gehören.

Jean Paul.

§. 205.

Manches Herz wird erst durch den Transport über die Zunge recht feurig und trinkbar.

Jean Paul.

§. 206.

Es giebt eine größere Nähe des Herzens, so wie des Schalles, als die Echo's, die höchste Nähe schmilzt Ton und Echo in die Resonanz zusammen.

Jean Paul.

§. 207.

Man sollte für Seelen von zarter und warmer Empfindung nur die Minuten auslesen und aufheben, worin man selber wärmer und zärter empfindet, als sonst, wie man die empfindlichen Kanarienvögel nur mit warmen Händen anzugreifen hat.

Jean Paul.

§. 208.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

Göthe.

§. 209.

O wer nicht zuweilen zu viel oder zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig! —

Jean Paul.

§. 210.

Das tugendhafte Herz wird, wie der Körper, mehr durch Arbeit, als durch gute Nahrung gesund und stark.

Jean Paul.

§. 211.

Guter, ewiger Versorger! du nimmst unserm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrtest bis zur Stunde, wo es dessen am meisten bedarf!

Goethe.

Leidenschaft.

§. 212.

Leidenschaften sind poetische Freiheiten, die sich die moralische nimmt.

Jean Paul.

§. 213.

Alle Leidenschaften täuschen sich nicht über die Art oder den Grad, sondern über den Gegenstand der Empfindung.

Jean Paul.

§. 214.

Die Leidenschaft macht die besten Beobachtungen und die elendesten Schlüsse. Sie ist ein Fernglas, dessen Feld desto heller ist, je enger es ist.

Jean Paul.

§. 215.

Unsere Begierde verschluckt, wie der Armpolype mit der Beute zugleich die eignen Arme, die diese ergriffen.

Jean Paul.

§. 216.

Manche Menschen sind die Sklaven der Minute, obwohl die Herren des Tages. Leidenschaft in ihrem Herzen ist Feuer in einem Schiff.

Jean Paul.

§. 217.

Die Leidenschaft wirft uns, wie die Epilepsi oft ihre Elenden, gerade an gefährliche Stellen des Lebens, an Ufer und Klüfte hin.

Jean Paul.

§. 218.

Oft zwecken die unberechneten Folgen der Leidenschaft mehr, als absichtliche Vorkehrungen auf die Hervorbringung des Guten.

G. Forster.

§. 219.

Die höchste Schönheit, die der Mensch erreichen kann, ist, wenn er alle Leidenschaften in

sich zu einem Kunstwerke verarbeitet, daß er wie ein Gott über allen steht und sie regiert, so daß sie immer von der Kraft der Seele zeugen, aber nie in widrige Verzerrung ausarten, und die höchste, ja ich mögte sagen, die einzige Tugend, die der Mensch besitzen kann, ist Wahrheit gegen sich und andere.

Sophie Bernhardi.

Wahrheit. Irrthum.

§. 220.

Der Mensch besteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, so gibt er sich selbst Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst. Es ist hier nicht die Rede von Lügen, sondern vom Handeln gegen Ueberzeugung.

Novalis.

§. 221.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor, dem nützlichen Irrthum.

Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Göthe.

§. 222.

Das Reich der Wahrheit hat seine Lehrer, Bekenner, Apostel, Helden, Martyrer.

Diese haben ihre Zuhörer, Nachfolger, Bewunderer, Anbeter, Nachbeter.

Anderer Seits hat die Wahrheit ihre heimlichen und öffentlichen Feinde, Neider, Hasser, Spötter, Verläumder, Lästerer, Verfolger.

Zwischen beyden stehen die Wetterhähne, Blindschleichen, Zweyzüngler, Achselträger, Heuchler, Ueberläufer, Verräther, Neutralen, Freunde von Freund und Feind, Lohnknechte für beyde, Banditen für beyde. v. Moser.

§. 223.

Die tiefste Wahrheit kann in eine Volks-Idee gekleidet werden, und eine Wahrheit, die kein Sokrates in das gemeine Leben bringen kann, ist nicht viel mehr als Sophisterey, womit man seinen Kopf nicht verderben und sein Herz nicht verfälschen sollte. v. Hippel.

§. 224.

Man muß in der Welt und im Reiche der Wahrheit frey untersuchen, es koste was es wolle, und sich nicht darum bekümmern, ob der Satz in eine Familie gehört, worunter einige Glieder gefährlich werden können. Die Kraft die dazu gehört, kann sonst wo nützen. Lichtenberg.

§. 225.

Die Wahrheit finden wollen ist Verdienst, wenn man auch auf dem Wege irrt.

Lichtenberg.

§. 226.

Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart und dort ein Kopfzeug zu versengen, und verdrüßliche Auslegung von Satyren muß man immer erwarten, so lange man die Gegenstände dazu nicht aus dem alten Testamente nimmt.

Lichtenberg.

§. 227.

Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen.

Lichtenberg.

§. 228.

Es scheint fast, als wenn es mit der Erkenntniß gewisser Wahrheiten und ihrer Anwendung ginge wie mit den Pflanzen; wenn sie einen gewissen Grad von Höhe erreicht haben, so werden sie abgeschnitten, um wieder von vorne anzufangen. Der höchste Grad von politischer Freiheit liegt unmittelbar am Despotismus an.

Lichtenberg.

§. 229.

Die Entscheidung über Irrthum und Wahrheit muß nie, nie das Monopol eines Charakters werden, so wenig als eines Standes. Wahrheits-Monopole, einem einzelnen Stande oder Charakter verliehen, sind Beeinträchtigungen für alle übrigen, und wahre Injurien für die Menschheit. Lichtenberg.

§. 230.

Einige haben Genie zur Wahrheit, viele haben Talent zum Irren. Ein Talent, dem eine eben so große Industrie zur Seite steht. Wie zu einem Leckerbissen sind oft zu einem einzigen Irrthume die Bestandtheile aus allen Weltgegenden des menschlichen Geistes mit unermüdlicher Kunst zusammen gehohlt. Schlegel.

§. 231.

Das Schicksal gab allen menschlichen Wesen auf dem Wege zum Grabe eine Wolke zur Hülle; jedes geht mit einer andern umzogen. Ueber und durch sie blickt keiner und sie lagert sich beständig ihm und der Wahrheit. Geht er mit ihr durch einen Schatten, so hält er sie für eine Wetterwolke oder eine Winternacht mitten im weiten

Sonnenschein der Natur. Tritt er mit ihr wieder in den Glanz heraus, daß sie wie Abendröthe glimmt, und ihn umleuchtet, so ist er glücklich und er freuet sich, wie es im Wolkenhimmel so schön untereinander wallet und flimmert, und sieht die bemahlten, treibenden Dunstkügelchen für Erd- und Himmelsgloben an. So kommt er mit ihr an das weite Grab, in das sich der Wasserfall des herabziehenden Menschengeschlechts verstäubt und das ihre blinkenden Dünste überdecken — bethört tritt er hinunter und fällt aus der liegenden Wolke in die Nacht, ohne in die ausgebreiteten lichten Gefilde der Wahrheit gesehen zu haben — Gott gebe uns transparente Alter-Wolken!

Jean Paul.

§. 232.

Ja wohl gleichen wir irrenden Menschen solchen, die in Staubwolken gehen, jeder von ihnen glaubt, hart um ihn fliege der dünste Staub oder gar keiner, und nur um die weiter entfernten sey er dicht und erstickend; und diese denken wieder wie er.

Jean Paul.

§. 233.

Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein hö-
her Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahr-
heit hinan.

Goethe.

§. 234.

Es ist die gewöhnlichste und schädlichste Täu-
schung, daß man sich allzeit für den einzigen hält,
der gewisse Dinge bemerkt.

Jean Paul.

§. 235.

Gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lang als
er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu
verabschieden, einen Haupt-Irrthum zu beken-
nen, und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn
zur Verzweiflung bringt.

Goethe.

§. 236.

Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr
als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Her-
zen so nah.

Goethe.

§. 237.

Nicht vor Irrthum zu bewahren ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden leiten, ja ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit Haus, erfreut sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist.

Goethe.

§. 238.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer,
aber das Irren
Immer schadet's. Wie sehr, sieht man am
Ende des Wegs.

Goethe.

§. 239.

Unwahrheit hat von einem höhern Gesichtspunkt noch eine viel schlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie ist der Grund einer falschen Welt, einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwicklungen. Unwahrheit ist die Quelle alles Bösen und Uebeln.

Novalis.

§. 240.

O weh der Lüge, sie befreyet nicht,
Wie jedes andre wahr gesprochene Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trift den Schützen.

Goethe.

§. 241.

Wie hetzt oft eine einzige Lüge den Menschen in Irrgängen herum! es ist eben so unmöglich mit Einer Lüge, als mit Einer Kinderblatter durchzukommen: Eine überdeckt den ganzen Menschen mit Pockenmaterie.

Jean Paul.

Wissenschaft. Gelehrsamkeit.

§. 242.

Kenntniß der Mittel, ohne eigentliche Anordnung, ja ohne Gabe und Willen, sie anzuwenden, ist, was man jetzt gemeiniglich Gelehrsamkeit nennt. Lichtenberg.

§. 243.

Die Gelehrsamkeit wird in Köpfen und die französischen Weine in Bouteillen zu Schanden, die damit nicht ganz bis an den Kork angefüllt sind. Jean Paul

§. 244.

Es giebt kein größeres Hinderniß des Fortgangs in den Wissenschaften, als das Verlangen, den Erfolg davon zu früh verspüren zu wollen. Dieses ist munteren Karaktern sehr eigen, darum leisten sie auch selten viel; denn sie lassen nach

und werden niedergeschlagen, sobald sie merken, daß sie nicht fortrücken. Sie würden aber fortgerückt seyn, wenn sie geringe Kraft mit vieler Zeit gebraucht hätten. Lichtenberg.

§. 245.

Jemehr man schon weiß desto mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wissen nimmt das Nichtwissen im gleichen Grade zu, oder vielmehr das Wissen des Nichtwissens.

Schlegel.

§. 246.

Leute werden oft Gelehrte, so wie manche, die Soldaten werden, bloß weil sie zu keinem andern Stande taugen. Ihre rechte Hand muß ihnen Brod schaffen; sie legen sich, kann man sagen, im Winter hin wie die Bären, und saugen aus den Tatzen. Lichtenberg.

§. 247.

Es giebt keine Art von Gelehrsamkeit und keine Art literarischer Beschäftigung, die man nicht mit einem Handwerk oder sonst einer Handarbeit vergleichen könnte. Wir haben im Reiche der Gelehrsamkeit Wegeverbesserer, ein sehr nützliches Geschäft, das wenig einbringt; Sklaven, die mit

blutigem Schweiß Zucker pressen und sieden, den andere Leute verschmausen; Leute, die griechische Münzen einschmelzen, um modernes Zeug daraus zu gießen; Gassenreiniger, Ausrufer, Bettelvögte, Baader, die sich für Wundärzte ausgeben u. a. m. Allein ich habe nie eine Gattung finden können, die so viel mit dem Kesselflicker gemein hätte, als die Leute, die unter dem Schein, ein nützliches Handwerk zu treiben, herumziehen, um die Leute zu betrügen und zu bestehlen.

Lichtenberg.

§. 248.

Unter den Gelehrten sind gemeiniglich diejenigen die grösten Verächter aller übrigen, die aus einer mühsamen Vergleichung unzähliger Schriftsteller endlich eine gewisse Meynung über einen Punkt festgesetzt haben. Auch dieses muß freylich geschehen, und sie verdienen desto aufrichtigern Dank, je mehr es ausgemacht ist, daß wir an ihrer Stelle eben das thun und denken würden. Vieles Wachen und Lesen, denkt man, verdient den Lohn des Ruhms. Allein diese Leute müssen auch bedenken, daß gerade mit eignen Augen in die Welt hineinsehen, auch ein Studium ist, wozu sie nicht aufgelegt sind. Denn ob ich Bemer-

kungen hinter dem Buche oder hinter den Fensterscheiben mache, ist wohl gleichviel. Nehmet alles mit Dank an und verachtet keinen. Es ist alles gut, und alles kann zu einem großen Endzweck genutzt werden. In Büchern nach den Menschen suchen, sollte ich deswegen für eine schlechtere Arbeit halten, als selbst beobachten, weil die wenigsten im Stande sind, den Menschen, so wie er ist, zu Buche zu bringen, und dasselbe Geistesgebrechen, welches macht, daß man den Menschen falsch beobachtet, macht, daß man ihn auch falsch zu Buche bringt; also ist bey dem letztern Studium die Wahrscheinlichkeit zu fehlen doppelt so groß, als bey dem ersteren.

Lichtenberg.

§. 249.

Die hitzigsten Vertheidiger einer Wissenschaft, die nicht den geringsten scheelen Seitenblick auf dieselbe vertragen können, sind gemeiniglich solche Personen, die es nicht sehr weit in derselben gebracht haben, und sich dieses Mangels heimlich bewußt sind.

Lichtenberg.

§. 250.

Viele Priester der Minerva haben, ausser mancher Aehnlichkeit mit der Göttin selbst, auch die

mit dem berühmten Vogel derselben, daß sie zwar im Dunkeln Mäuse fangen, aber am Tageslicht den Kirchthurm nicht eher sehen, als bis sie die Köpfe daran entzwey stoßen.

Lichtenberg.

§. 251.

Die meisten deutschen Gelehrten sind die Dollmetscher der Müssiggänger und die Mäkler der Buchhändler. Man übersetzt, um, wie man sagt, nützliche Kenntnisse gemeiner zu machen, und die Kenntnisse werden gemeiner, ohne nützlich zu seyn. Ewig Mittel gesammelt, und kein Endzweck erreicht! Es ist zum Erstaunen, wie manche Gelehrten in Deutschland Kenntnisse anhäufen, bloß um sie vorzuzeigen.

Lichtenberg.

§. 252.

Die Wissenschaften stehen auf dem erbärmlichsten Fuße, weil wir Gelehrten nicht kränklich genug sind. Freylich wird mehr als einer mir die Griechen und Römer entgegen setzen, bey denen die Gesundheit des Körpers der Gesundheit des Geistes mehr Vorschub als Eintrag that; der thierische Leib und die menschliche Seele wurden da mit einander erzogen, genährt und

unterwiesen, wie in der Reitschule zugleich die Pferde und die Menschen reiten lernen. Indessen konnten die Alten von dieser Schulfreundschaft der beyden zankenden Theile des Menschen gewiß keinen andern Vortheil gewinnen, als den, daß sie eben so gut handelten als dachten; und der Körper des Sokrates war ein gesunder, flinker Kammermohr und Schildknappe, dem die Seele nur zubefehlen brauchte. Es wäre ein Unglück für uns, wenn wir hierin nicht größtentheils von den Alten abgewichen wären; allein unsere Begriffe von der menschlichen Bestimmung läuterten sich ganz beträchtlich, so daß wir am ganzen Menschen wirklich den einzigen Kopf zur Bildung und Verbesserung ausgeschossen, wie die Juden an Gänsen nichts vergrößern und mästen, als die Leber, in welche die Auguren den Sitz der Seele verlegten, ohne sehr auf den H. Fabre zu hören, der neulich aus Paris schrieb, die Seele säße wohl im pexus solaris. Daher wundre man sich nicht, daß wir es im Ganzen so weit bringen, daß wir Zwerge sind und wie sie große Köpfe haben, daher denken wir auf alle Fälle fast noch besser als wir handeln, und unsere Vorsätze und Vorschriften sind so gut, so erhaben, so glänzend,

daß man gar nicht glauben sollte, unsere bürgerlichen Handlungen hätten so herliche Ahnenbilder zu Vorfahren. Daher kann weiter zwischen einem Kranken und einem großen Gelehrten nur ein schlechter Unterschied Statt haben. Daher eben muß ich auf die Untersuchung verfallen, ob sich nicht viele Wissenschaften ganz unbeschreiblich an der Hand der Aerzte emporrichten sollten; man kann mich völlig unrecht verstehen, aber mein Gedanke, ist bloß der, da Genie und Krankheit Milchbrüder geworden; so sollten die Aerzte, denen die griechische Beschreibung keiner Krankheit zu schwer ist, sich auf die Komposition solcher Krankheiten legen, die der ganzen Literatur etwas nützten. Lieber Himmel! wie ging man mit den Muscheln um? Man kam auch dahinter daß die kränklichsten Muscheln die meisten und schönsten Perlen gebären, und benahm ihnen zum Vortheile ihrer Perlenfruchtbarkeit sogleich den gesunden Körper.

Jean Paul.

§. 253.

Die Gelehrten haben seit jeher ihre Hypochondrie oder ihre Augenkrankheit lieber beschrieben, als die Krankheiten ihres innern Kopfes.

Lichtenberg.

Schriftsteller. Bücher. Lektüre.

§. 254.

Wie viele Autoren giebt es wohl unter den Schriftstellern? — Autor heißt Urheber.

Schlegel.

§. 255.

Die Schriftstellerey ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerey, ein Handwerk, eine Kunst, eine Tugend.

Schlegel.

§. 256.

Die besten Denkzettel, die ein Autor seiner Schrift anhängen kann, sind, wenn er durch seine Darstellungen uns an uns selbst erinnert, wenn seine Schrift dem Menschen durch das Herz geht; wenn die Leser sich einbilden, es fehle we-

nig oder nichts, so hätten sie diese Schrift selbst stellen können, sie wären im Stande gewesen, sie dem Autor in die Feder zu sagen; aus ihrem Herzen hätt' er es genommen, und ihnen verkündigt. — Solch ein Wiederschein erleuchtet und frommt.

v. Hippel.

§. 257.

Der einzige Fehler, den die recht guten Schriften haben, ist der, daß sie gewöhnlich die Ursache von sehr vielen schlechten oder mittelmäßigen sind.

Lichtenberg.

§. 258.

Ein guter Schriftsteller wird allemal mehr sagen, als er in der That weiß, und wird mehr aus seinem Kopfe herauszupressen suchen, als darin seyn mag; wie bey einem, der sich erbricht, die Anstrengung der Natur, etwas gut Verdautes von sich zu geben, auch noch fortwährt, wenn er gar nichts mehr darinnen hat.

Jean Paul.

§. 259.

Jeder rechtliche Autor schreibt für niemand oder für Alle. Wer schreibt, daß ihn diese und

jene lesen mögen, verdient, daß er gar nicht gelesen werde. Schlegel.

§. 260.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig, als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird, und unter denen er wirkt. Jeder, auch das gröste Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortreflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fodern.

§. 261.

Jeder klassische Schriftsteller ist ein Wohlthäter seiner Nation und hat gerechte Ansprüche auf ein öffentliches Erdendenkmal. Ein Denkmal: aber nicht eben in Erz oder Marmor; auch kein Panegyrikus. Das schönste Denkmal für einen schriftstellerischen Künstler ist: daß sein eigentlicher Werth öffentlich anerkannt wird; daß alle einer allgemeinen Ausbildung fähige immer wieder mit Liebe von ihm lernen; daß einige die Eigenthümlichkeit seiner Geisteswerke bis auf die feinsten Züge durchforschen und verstehen lernen.

Es will verlauten: Wir hätten keine klassischen Schriftsteller, wenigstens nicht in Prosa. Einige haben's laut gesagt: aber tölpisch. Andere wollen dem gemeinen Mann das Untere der Karte nicht sehen lassen und reden leise. Wenn wir nur recht viel klassische Leser hätten: einige klassische Schriftsteller, glaube ich, fänden sich noch wohl. Sie lesen viel und vieles; aber wie und was? Wie viele giebt es denn wohl, welche, nachdem der Reitz der Neuheit ganz vorüber ist, zu einer Schrift, die es verdient, immer von Neuem zurückkehren können; nicht um die Zeit zu tödten, noch um Kenntnisse von dieser oder jener Sache zu erwerben, sondern um sich den Eindruck durch die Wiederholung schärfer zu bestimmen und um sich das Beste ganz anzueignen? So lange es daran fehlt, muß ein reifes Urtheil über die geschriebenen Kunstwerke unter die seltensten Seltenheiten gehören. Daß einsichtsvolle Bemerkungen über Bilder, Gemälde und Produkte der Musik verhältnißmäßig so ungleich häufiger sind, entspringt gewiß größtentheils daher, daß hier die Dauer des Stoffs und der lebendigere Reitz schon von selbst zur öftern Wiederholung einladen. Schlegel.

§. 262.

So lange man noch am Stoffe klebt, so lange man in einer besondern Kunst und Wissenschaft, oder in der gesammten Bildung überhaupt, noch nicht durch sich selbst zu einer gewissen Befriedigung gelangt ist, welche dem Fortschreiten so wenig hinderlich ist, daß dieses vielmehr erst dadurch gesichert ist; so lange man noch rastlos nach einem festen Stand- und Mittelpunkt umhersucht, so lange ist man noch nicht frey, und noch durchaus unfähig, einen Schriftsteller zu beurtheilen.

Schlegel.

§. 263.

Kritiker, die als ästhetische Neptunisten die poetische Welt durch Wasser bilden lassen, werden ewig den Vulkanisten, welche Feuer dazu nehmen, vortreten in Deutlichkeit und Rechtskraft. Denn kein Feuer, auch kein genialisches ist zu wägen, aber wohl Wasser. Von jeher glänzten die Kritiker am gewaltigsten an dem Küchen- und Kurrent-Autor, — an die poetischen Blumen desselben hoften sie die rechten Nummernhölzer, — sie messen die gerade gespannte Schönheitslinien, rügen strenge, winken hier, wünschen

dort und sagen, das Genie müsse feilen — das Genie erscheint in der zweyten Auflage abgefeilt und bedeckt mit Feilstaub wie ein Magnet und dankt in der Vorrede dazu für die Armfeile der Rezension — die Kritiker erwähnen wieder in der zweyten der edlen Strenge des Autors gegen sich selber ganz rühmlich — und so gehen in der hohen Trivialschule bei besten Promozionen aller Art vor sich sammt dem nöthigen Relegiren. — Wahrlich das hebt den Neptunisten, und er ist — ganz gegen die Natur der Sache — selber so lange unsterblich als der kreirte Unsterbliche, z. B. der sonst von den Leipziger Neptunisten gehobene Nikolay und Alxinger.

Jean Paul.

§. 264.

Der Zweck der Kritik sey, sagt man, Leser zu bilden! — Wer gebildet seyn will, mag sich doch selbst bilden. Dieß ist unhöflich; es steht aber nicht zu ändern.

Schlegel.

§. 265.

Wenn England eine vorzügliche Stärke in Rennpferden hat, so haben wir die unsrige in Rennfedern. Ich habe einige gekannt, die mit einem einzigen Satz über die höchsten Hecken

und breitesten Gräben der Kritik und gesunden Vernunft hinübersetzten, als wären es Strohhalmen.

Lichtenberg.

§. 266.

Es ist so leicht, indem man tadelt, einige Kenntnisse geltend zu machen, daß man gewöhnlich zuerst an allen Dingen das Fehlerhafte hervorsucht, und darüber oft ihre wesentlichen Vorzüge vergißt; rezensiren und tadeln sind daher im Wörterbuche manches jungen Gelehrten vollkommene Synonymen.

G. Forster.

267.

Was dem Ruhm und der Unsterblichkeit manches Schriftstellers ein größeres Hinderniß in den Weg legt, als die Bosheit aller kritischen Journale und Zeitungen zusammen genommen, ist der fatale Umstand, daß sie ihre Werke auf einen Stof müssen drucken lassen, der zugleich auch zu Gewürz-Düten gebraucht wird.

Lichtenberg.

§. 268.

Die kleinsten Autoren haben wenigstens die Aehnlichkeit mit dem großen Autor des Himmels

und der Erde, daß sie nach vollbrachtem Tagewerk zu sich selbst zu sagen pflegen: „und sieh! was er gemacht hatte war gut.“

Schlegel.

§. 269.

Mittelmäßige Autoren, die ein kleines Buch so ankündigen, als ob sie einen großen Riesen wollten sehen lassen, sollten von der litterarischen Polizey genöthigt werden, ihr Produkt mit dem Motto zu stempeln:

„This is the greatest elephant in the world, except-himself.“

Schlegel.

§. 270.

Eine Schrift kann nie ein mächtiges, um sich greifendes Feuer anzünden; und wenn man behauptet, Rousseau, Voltaire, Montesquieu hätten die französische Revolution zu Stande gebracht, so vergißt man Nordamerika, und es gehört zu den Zeichen der Zeit, wenn man mit Büchern bekannter als mit Menschen ist.

v. Hippel.

§. 271.

Wenn's brennt, hat das Feuerhorn nur einen Ton, die Sturmglocke nur einen Schlag.

Diese beständige, anhaltende Wiederhohlung ist es, die allgemeine Aufmerksamkeit und mehr Erschütterung macht, als alles Geklingel fader und geistloser Deklamationen.

v. Moser.

§. 272.

Alle Dekrete und Zensur-Edikte können heutzutage gegen die Freiheit der Presse gerade soviel helfen, als der bekannte Vorschlag des General von Kyau, daß man die Wiesen pflastern sollte, damit ihnen die Maulwürfe nicht soviel schaden.

v. Moser.

§. 273.

Hat es nicht überhaupt eine besondere Beschaffenheit mit unserer jetzigen Schriftstellerey, daß man über heimliche Sünden überall öffentlich schreiben kann, aber über öffentliche immer heimlich schreiben muß, wenn man nicht eingesteckt seyn will?

Lichtenberg.

§. 274.

Vieles Lesen macht stolz und pedantisch; viel sehen macht weise, verträglich und nützlich. Der Leser baut eine einzige Idee zu sehr aus; der

andere (der Weltseher) nimmt von allen Ständen etwas an, modellirt sich nach allen, sieht, wie wenig man sich in der Welt um den abstrakten Gelehrten bekümmert und wird ein Weltbürger.

Lichtenberg.

§. 275.

Ich glaube daß einige der größten Geister, die je gelebt haben, nicht halb so viel gelesen haben, und bey weitem nicht so viel wußten, als manche unserer mittelmäßigen Gelehrten. Und mancher unserer sehr mittelmäßigen Gelehrten hätte ein großer Mann werden können, wenn er nicht so viel gelesen hätte.

Lichtenberg.

§. 276.

Es giebt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen. Lichtenberg.

§. 277.

Bey manchen Werken gehts den Menschen so, wie man von der clavicula salomonis erzählt: sie lesen darin zufällig, ohne im geringsten eine Geistererscheinung zu bezwecken, und plötzlich tritt der zornige Geist vor sie aus der Luft.

Jean Paul.

§. 278.

Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie.

Lichtenberg.

§. 279.

Von jedermann bekannten Büchern muß man nur die allerbesten lesen, und dann lauter solche, die fast niemand kennt, deren Verfasser aber sonst Männer von Geist sind.

Lichtenberg.

§. 280.

Der Lesegeist ist dem Deutschen so angeboren, daß er ihn nicht einmal verläßt, wenn die Vernunft fort ist. Lichtenberg.

§. 281.

Alles beurtheilen wollen ist eine große Verirrung, oder eine kleine Sünde.

Schlegel.

§. 282.

Das Publikum ist im Ganzen nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen; denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht,

durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen: aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt jedem sein eigenes Gewissen den Maasstab, und jeder findet es behaglich, dieß an andere anzulegen. Deswegen greifen besonders Litteratoren die sittlichen Mängel ihrer Gegner an. Aber Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Nur als Mann von Kraft Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten.

Goethe.

§. 283.

Es ist für die Vervollkommnung unsers Geistes gefährlich, Beyfall durch Werke zu erhalten, die nicht unsere ganze Kraft erfordern. Man steht alsdann gewöhnlich stille. Rochefaucault glaubt daher, es habe noch nie ein Mensch alles das gethan, was er habe thun können; ich halte dafür, daß dieses größtentheils wahr ist. Jede menschliche Seele hat eine Portion Indolenz, wodurch sie geneigt wird; das vorzüglich zu thun, was ihr leicht wird.

Lichtenberg.

§. 284.

Der deutsche Autor und der Thon, die beyde das Wasser nur in sich ziehen, aber nicht durchlassen, werden eben dadurch Quellen.

Jean Paul.

§. 285.

Es ist heutzutage nicht selten, daß einer ein Blumenkörbchen ankündigt, und Kartoffelsäckchen liefert.

Lichtenberg.

§. 286.

Mag es noch so gut seyn, was man vom Katheder herab sagt, die beste Freude ist weg, weil man nicht drein reden darf; eben so mit dem lehrhaften Schriftsteller.

Schlegel.

§. 287.

Ich glaube, daß man selbst bey abnehmendem Gedächtniß und sinkenden Geisteskräften noch immer gut schreiben kann, wenn man nur nicht zuviel auf den Augenblick ankommen läßt, sondern bey seiner Lektüre oder bey seinen Medidationen immer niederschreibt zu künftigem Gebrauch. Auch der abgelebteste Mann hat Augen-

blicke, wo er durch Umstände so gut, wie durch Wein angespornt, sieht, was kein andrer gesehen. Dies muß gehörig aufgesammelt werden. Denn das was der Augenblick der Ausarbeitung zu geben vermag, gibt er doch. So sind gewiß alle große Schriftsteller verfahren.

Lichtenberg.

§. 288.

Es ist schade, daß man bey Schriftstellern die gelehrten Eingeweide nicht sehen kann, um zu erforschen, was sie gegessen haben.

Lichtenberg.

§. 289.

Das Drucken lassen verhält sich zum Denken, wie die Wochenstube zum ersten Kuß.

Schlegel.

§. 290.

Salz im Ausdruck, ist das Pikante pulverisirt, es giebt grobkörniges und feines.

Schlegel.

§. 291.

In der wahren Prosa muß alles unterstrichen seyn.

Schlegel.

§. 292.

Wie Kochbücher arbeiten sie für den Geschmack, ohne ihn zu haben.

Jean Paul

§. 293.

Wie viel in der Welt auf den Vortrag ankommt, kann man schon daraus sehen, das Kaffee aus Weingläsern getrunken, ein sehr elendes Getränk ist; oder Fleisch bey Tische mit der Scheere geschnitten, oder gar wie ich einmal gesehen habe, Butterbrod mit einem alten, wiewohl sehr reinen Scheermesser geschmiert, — wem würde das wohl behagen?

Lichtenberg.

§. 294.

Wenn der Geist heiligt, so ist jedes ächte Buch Bibel. Aber selten nur wird ein Buch um des Buches Willen geschrieben, und wenn Geist gleich edlem Metall ist, so sind die meisten Bücher Ephraimiten. Freylich muß jedes nützliche Buch wenigstens stark legirt seyn. Rein ist das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte.

Novalis.

§. 295.

Leset die Alten! versteht die eigentlich ältesten Alten;
Was die Modernen davon preisen, bedeutet nicht viel.

Schlegel.

§. 296.

Die Alten wirken mehr durch ihre Thaten, als durch ihre Schriften auf uns, mehr auf das Herz, wie auf den Geschmack; ein gefallenes Jahrhundert um das andre empfängt von ihnen die doppelte Geschichte als die zwey Sakramente und Gnadenmittel der moralischen Stärkung, und ihre Schriften, an welche ihre steinerne Kunstwerke jede Nachwelt heften, sind die ewige Bibelanstalt gegen jeden Verfall der Kansteinischen.

Jean Paul.

§. 297.

Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte oder wünschte; vorzüglich sich selbst.

Schlegel

§. 298.

Man sollte sich nie auf den Geist des Alterthums berufen wie auf eine Autorität. Es ist eine ei-

gene Sache mit Geistern, sie lassen sich nicht mit Händen greifen und dem andern vorhalten. Geister zeigen sich nur Geistern. Das Kürzeste und Bündigste wäre wohl auch hier, den allein-seligmachenden Glauben durch gute Werke zu beweisen.

Schlegel.

§. 299.

Viele Werke der Alten sind Fragmente geworden, viele Werke der Neuern sind es gleich bey ihrer Entstehung.

Schlegel.

§. 300.

Unter den Büchern, die geschrieben werden, machen wenige ihr Glück, wenn sie leben bleiben, und die meisten werden todt gebohren.

Lichtenberg.

§. 301.

Goethe behauptet mit Recht, daß ein Buch wenig einen Menschen ändere; aber — setz' ich dazu — wohl die Bücher, zumal die Menschen. Denn wer entbindet am Ende die flüchtigen Geisterwelten der Zeiten, als meistens die Bücherwelt (und umgekehrt), obgleich die Wirkung der Theile auf Theile, zumal bey dem Antagonismus

aller untereinander unsichtbar bleiben muß? — Eben so scheint das Simultan- (nicht bloß das Sukzessiv-) Publikum im Ganzen einen genialischen Sinn zu haben, den man in der Mehrheit der Einzelnen nicht merklich nachzuweisen vermöchte.

Jean Paul.

§. 302.

Wenn auch Bücher nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch.

Jean Paul.

§. 303.

Eine seltsamere Waare, als Bücher, giebt es wohl schwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensirt und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.

Lichtenberg

Natur. Kunst. Schönheit. Ideal.

§. 304.

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Re-
gel in ewig
Wiederhohlter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer in immerveränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe bewahrst du in treuen Händen
dem Manne.
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüng-
ling vertraut
Wiegest auf gleichem Mutterschooße die wechseln-
den Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fer-
nen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch
uns.

Schiller.

§. 305.

Hohe Natur! wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauren oder vergessen müssen, so bleibst du bey uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünendes abendrothes Gebirge. Ach vor der Seele, vor welcher der Morgenthau der Ideale sich zum grauen kalten Landregen entfärbt hat — und vor dem Herzen, dem auf den unterirrdischen Gängen dieses Lebens die Menschen nur noch wie dürre, gekrümmte Mumien auf Stäben in Katakomben begegnen — und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist, und das kein Mensch mehr erfreuen will — und vor dem stolzen Göttersohne, dem sein Unglaube und seine einsame, menschenleere Brust an einen ewigen unverrückten Schmerz anschmieden, — — vor allen diesen bleibest du, erquickende Natur, mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf deinen Vulkanen und auf deinen Frühlingen und auf deinen Sonnen liegen! —

Jean Paul.

§. 306.

Nichts ist so bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall scheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts sind alle Naturkräfte thätig, und so repräsentirt und verwandelt sie sich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüthen und Früchte zusammen, und ist mitten in der Zeit gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigene Art von Ferne sie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieses Natursystem nur eine Sonne ist im Universum, die durch Bande an dasselbe geknüpft ist, durch ein Licht und einen Zug und Einflüsse, die zunächst in unserm Geiste sich deutlicher vernehmen lassen, und aus ihm heraus den Geist des Universums über diese Natur ausgießen, und den Geist dieser Natur an andere Natursysteme vertheilen.

Novalis.

§. 307.

Es giebt nur wenige Menschen, die wissen, wie weit die Harmonie der äussern Natur mit unserer reicht, und wie sehr das ganze All nur Eine Aeolsharfe ist, mit längern und kürzern Saiten, mit langsamern und schnellern Bebungen vor einem göttlichen Hauche ruhend.

Jean Paul.

§. 308.

O du Unendlicher! wie groß webst du das Große mit dem Kleinen, aufgehende Welten mit

erquickten Herzen zusammen, deine entbrennende Sonne mit dem entpuppten Würmchen! Wenn der Mensch, dir so ungleich, Millionen unsichtbare kleine Herzen, indem er die Arme zur Hülfe eines größern ausbreitet, mit den Füßen ertritt: o so ist er bey dir alles so tausendfach verschlungen und gebraucht, daß die Katarakte des ewigen ausgebreiteten Stromes aus Sternen, der über den Himmel springt, eben so gut die Wiege unsers schlaflosen Herzens in Bewegung setzt, als die Wasserfälle des Riesengebirgs die Wiegen armer Kinder rütteln!

Jean Paul.

§. 309.

Die Natur redet uns mit ihren Klängen zwar in einer fremden Sprache an, aber wir fühlen doch die Bedeutsamkeit ihrer Worte, und merken gern auf ihre wunderbaren Accente.

Tieck

§. 310.

Eine ganze eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebst dem deutlichsten Verstande und dem ruhigsten Sinn zum Studium der Natur.

Novalis.

§. 311.

Der Tempel der Natur ist voll ruhiger Kolossen gelagert, aber der Mensch steigt klein und kleinlich auf ihnen herum; er steht in diesem Tempel, wie die römischen Deputat-Juden in dem christlichen, wo sie nießen, husten, scharren, nur um dem Bekehren zu entkommen.

Jean Paul.

§. 312.

Wenn man die Natur als Lehrerin und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt, einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlechte Raum zu geben. Wir sitzen allesammt in einem Kollegium, haben die Prinzipien, die nöthig sind, es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereyen unsrer Mitschüler, als auf den Vortrag unsrer Lehrerin. Oder wenn ja einer neben uns etwas nachschreibt, so spicken wir von ihm, stehlen, was er selbst vielleicht undeutlich hörte, und vermehren es mit unsern eignen ortographischen und Meynungsfehlern.

Lichtenberg.

§. 313.

O ihr Thörichten, die ihr der Meynung seyd, die allgewaltige Natur lasse sich verschönen, wenn ihr nur mit Kunstgriffen und kleinlicher Ohnmacht zu Hülfe eilt, was könnt ihr anders, als uns die Natur nur ahnden lassen, wenn die Natur uns die Ahndung der Gottheit giebt? Nicht Ahndung, nicht Vorgefühl, urkräftige Empfindung selbst, sichtbar wandelt hier auf Höhen, in Tiefen die Religion, empfängt und trägt mit gütigem Erbarmen auch meine Anbetung. Die Hieroglyphe, die das Höchste, die Gott bezeichnet, liegt da vor mir in thätiger Wirksamkeit, in Arbeit sich selber aufzulösen und auszusprechen, ich fühle die Bewegung, das Räthsel im Begriff zu schwinden — und fühle meine Menschheit. — Die höchste Kunst kann sich nur selbst erklären, sie ist ein Gesang, dessen Inhalt nur sie selbst zu seyn vermag.

Tieck.

§. 314.

Es ist ein so göttlich Streben des Menschen, zu schaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verschlungen wird, — was, unabhängig von der Welt, in eignem Glanze ewig

prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines treibt. Keine Flamme des menschlichen Busens steigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunst! Kein Wesen verdichtet so die Geistes- und Herzenskraft des Menschen in sich selber, und macht ihn so zum selbstständigen menschlichen Gott!

Tieck.

§. 315.

Die Kunst sey ihr Weg und Ziel zugleich. Durch den jüdischen Tempel durfte man nach Lichhtfoote nicht gehen, um bloß nach einem andern Orte zu gelangen; so ist auch ein bloßer Durchgang durch den Musentempel verboten. Man darf nicht den Parnaß passiren, um in ein fettes Thal zu laufen.

Jean Paul.

§. 316.

Es geht in der Kunst, wie in der Liebe; — und es ist mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß beyde um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie beyde nicht anders erkannt und be-

lohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgenen üben kann.

Göthe.

§. 317.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, denken schwer, nach dem gedachten handeln, unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt. Die Höhe reitzt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gern auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre, und redet viel, wer sie ganz besitzt, mag nur thun, und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brod schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen und die Saatfrüchte sollen nicht ver-

mahlen werden. Die Worte sind gut, aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Niemand weiß was er thut, wenn er recht handelt, aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt ist ein Pedant, ein Heuchler, oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des ächten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf, wo die Worte fehlen, spricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

Göthe.

§. 318.

Die Kunst ist eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch ihr ist, durch ähnliche, dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menschen eigen. Sie redet durch Bilder der Menschen, und bedient sich also einer Hieroglyphenschrift, deren Zeichen wir dem Aeussern nach, kennen und verstehen. Aber sie schmelzt das Geistige und Unsinnliche, auf eine so rühren-

und bewundernswürdige Weise in die sichtbaren Gestalten hinein, daß wiederum unser ganzes Wesen, und alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird.

Tieck.

§. 319.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beyde scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemeßnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden
Mag frey Natur im Herzen wieder glühen.

So ists mit aller Bildung auch beschaffen.
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freyheit geben.

Goethe.

§. 320.

Die Kunst stellet uns die höchste menschliche Vollendung dar. Die Natur, soviel davon ein sterbliches Auge sieht, gleichet abgebrochenen Orakelsprüchen aus dem Munde der Gottheit. Ist es aber erlaubt, also von dergleichen Dingen zu reden, so möchte man vielleicht sagen, daß Gott

wohl die ganze Natur oder die ganze Welt auf ähnliche Art, wie wir ein Kunstwerk, ansehen möge. * * *

§. 321.

Ach! dieser unaufhörliche, eintönige Wechsel der Tausende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menschen, und das ganze Leben des Weltkörpers nichts ist, als so ein unaufhörliches, seltsames Brettspiel solcher weißen und schwarzen Felder, wobey am Ende keiner gewinnt, als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wust von Trümmern, worauf unser Leben zerbröckelt wird, mit muthigem Arm hindurchgreifen, und sich an der Kunst, der Großen, Beständigen, die über alles hinweg bis in die Ewigkeit hinausreicht, mächtiglich festhalten, — die uns vom Himmel herab die leuchtende Hand bietet, daß wir über dem wüsten Abgrunde in kühner Stellung schweben, zwischen Himmel und Erde! — —

Tieck.

§. 322.

Der Staat macht den Menschen nur einseitig und folglich einförmig. Der Dichter sollte

also, wenn er könnte, alle Wissenschaften, d. h. alle Einseitigkeiten in sich senden, alle sind dann Vielseitigkeit; denn er allein ist ja der einzige im Staat, der die Einseitigkeiten unter einen Gesichtspunkt zu fassen Ruf und Kräfte hat, und sie höher verknüpfen, und durch loses Schweben alles überblicken kann. Ich will ein Beyspiel geben: Im ganzen mineralogischen, atomistischen oder todten Reiche der Krystallisazion herrschet nur die gerade Linie, der scharfe Winkel, das Eck; hingegen im dynamischen Reiche, von den Pflanzen bis zu den Menschen regiert der Zirkel, die Kugel, die Walze, die Schönheitswelle! Der Staat und die positive Wissenschaft wollen nur, daß sein Arsenik, seine Salze, sein Demant, sein Uranmetall in platten Tafeln, langrautigen Parallelepipedis u. s. w. anschießen, um leichter eingemauert zu werden. Hingegen die organisirende Kraft, eben darum die isolirende, will das nicht, das ganze Wesen will kein Stück seyn; es lebt von sich und von der ganzen Welt. So ist die Kunst; sie sucht die beweglichste und vollste Form und ist, wie sonst Gott, nur wie ein Zirkel oder ein Augapfel abzubilden.

Jean Paul.

§. 323.

Ist doch wahre Kunst, wie gute Gesellschaft; sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise, das Maas zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist.

Goethe.

§. 324.

Dem glücklichsten Genie wirds kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nicht, eh man was gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Goethe.

§. 325.

Die Kunst braucht die Menschen nur als Farbenkörner, nicht als Urbilder.

Jean Paul.

§. 326.

O laß ja die Kunst fahren, wenn dir deine Sinnen nicht lieber sind, als der Sieg darüber, denn durch diese allein vermagst du Rührung hervorzubringen. Was wollt ihr mit allen euern Farben darstellen und ausrichten, als die Sinne auf die schönste Weise ergötzen? Durch nichts kann der Künstler unsere Phantasie so gefangen nehmen, als durch den Reitz vollendeter Schönheit; das ist es, was wir in allen Formen entdecken wollen, wonach unser gieriges Auge allenthalben sucht. Wenn wir sie finden, so sind es auch nicht nur die Sinne allein, welche in Bewegung sind, sondern alle unsere Entzückungen erschüttern uns auf einmal auf die lieblichste Weise. Der freye, unverhüllte Körper ist der Triumph der Kunst, denn was sollen mir jene verschleyerten Gestalten? Warum treten sie nicht aus ihren Gewändern heraus, die sie ängstigen, und sind sie selbst? Gewand ist höchstens nur Zugabe, Nebenschönheit. Das griechische Alterthum verkündigt sich in seinen nakten Figuren am göttlichsten und menschlichsten. Die Dezenz unsers gemeinen prosaischen Lebens ist in der Kunst unerlaubt; dort in den heitern reinen Regionen

ist sie ungeziemlich, sie ist unter uns selbst das Dokument unserer Gemeinheit und Unsittlichkeit. Der Künstler darf seine Bekanntschaft mit ihr nicht verrathen, oder er giebt zu erkennen, daß ihm die Kunst nicht das Liebste und Beste ist, er gesteht, daß er sich nicht aussprechen darf, und doch ist sein verschlossenes Innerstes gerade das, was wir von ihm verlangen.

Tieck.

§. 327.

Die Fortschritte der Kunst im modernen Europa lassen sich nicht nach dem Maaßstabe ächt-griechischer Kunst beurtheilen. Was in Griechenland geschah, konnte nur einmal geschehen; dieselben Verhältnisse kommen in dem ganzen Leben der Menschengattung nicht wieder. Unsere neue-re Kunst ist eine Pflegtochter des Luxus, und das Conventionelle ist ihr höchstes Gesetz; weil unsere Künstler, anstatt den Geschmack des Publikums zu bilden, von dem Strom der heutigen Sitten, der erkünstelten Bedürfnisse, der weichlichen Bequemlichkeit an Ketten unauflößlicher Verhältnisse fortgerissen werden, und sich nach den Launen reicher Käufer richten müssen.

G. Forster.

§. 328.

Es giebt eine Mikrologie und einen Glauben an Autorität, die Karakterzüge der Größe sind; das ist die vollendete Mikrologie des Künstlers und der historische Glaube an die Autorität der Natur.

Schlegel.

§. 329.

Der große Künstler muß in der Stnnde, wo er seine Mosis-Decke aufhebt, und auf seinem Berge die ewigen Gesetze der Kunst empfängt, sein tieferes Leben und Genießen und Leiden vergessen; und indem er gen Himmel steigt muß unter ihm die Erde mit ihren kleinen Reichen zusammenkriechen und unter der letzten Wolke verschwinden.

Jean Paul.

§. 230.

Der frische Morgen giebt dem Künstler Stärkung, und in den Strahlen des Frühroths regnet Begeisterung auf ihn herab. Der Abend löst und schmelzt seine Gefühle, er weckt Ahndungen und unerklärliche Gefühle in ihm auf, er fühlt dann näher, daß jenseits dieses Lebens ein anderes kunstreicheres in ihm liege, und sein inwen-

diger Genius schlägt oft vor Sehnsucht mit den Flügeln, um sich frey zu machen und hineinzuschwärmen in das Land, das hinter den goldenen Abendwolken liegt. Tieck.

§. 331.

Geschieht wohl, daß man manchen Tag
Weder sich noch andre leiden mag,
Will nicht dir nach dem Herzen ein;
Soll'ts in der Kunst wohl anders seyn?
Drum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Goethe.

§. 332.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Instrumente nicht den Künstler machen, und daß mancher mit einer Gabel und einem Gänsekiel bessere Risse macht, als ein anderer mit einem Englischen Besteck. Lichtenberg.

§. 333.

Was die Künstler und Dichter anlangt, die vor oder hinter ihren Werken von ihrer darauf

ver-

verwandten unsäglichen Kritik, d. h. hinter ihren Glasflüssen und Böhmischen Steinen von ihrem Demantport und ihren Schleifscheiben sprechen, so vergleicht sie die Welt stets mit den Fliegen, die noch immer, wenn man ihnen den Kopf abgedrückt, die Vorderfüße vorstrecken, um die Augen zu säubern.

Jean Paul.

§. 334.

Schön ist, was zugleich reizend und erhaben ist.

Schlegel.

§. 335.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannichfach
wechselt das Schöne,
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur
aus.

Schiller.

§. 336.

Alles Schöne kann nur wieder durch etwas Schönes sowohl bezeichnet werden als erweckt.

Jean Paul.

§. 337.

Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, ist vom Reitze unabhängig, und

zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar.

G. Forster.

§. 338.

Kein kräftigeres Mittel gegen niedere Wollust, als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunst ist daher keusch, ohne Rücksicht auf die Gegenstände; sie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Aristoteles die Leidenschaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hierbey nicht in Betracht, denn in schmutzigen Seelen kann selbst eine Vestalin Begierden erregen.

Schlegel.

§. 339.

Zweyerley Genien sind, die durch das Leben dich leiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir geh'n!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise
Leichter, an seinem Arm, werden dir Schicksal und Pflicht
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.

Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein, vertraue dem Ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück.

Schiller.

§. 340.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschließend gepredigt. Man vergißt oft, daß diese Dinge innig vereinbar sind; daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch, und das Ideal natürlich seyn soll.

Schlegel.

§. 341.

Nur das Ganze, mein Freund, wie's lebt und im Leben sich spiegelt,
Das sey dein Ideal, frey von der Formel Gespenst.

F. Schlegel.

§. 342.

Haben die Ideale für den Denker nicht soviel Individualität, als die Götter des Alter-

thums für den Künstler, so ist alle Beschäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges mühsames Würfelspiel mit hohlen Formeln, oder ein nach Art der chinesischen Bonzen hinbrütendes Anschauen seiner eigenen Nase. Nichts ist kläglicher und verächtlicher, als diese sentimentale Spekulation ohne Objekt.

Schlegel.

§. 343.

Der ist zu schwer, der andre fällt ins Leichte
Den strengen Ernst hier müste man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort sodann verkürzen,
Bald ist der Grund zu tief und bald zu seichte.

So steht die Kunst dem Ideal zur Beichte
Und kann den Knoten nie ganz richtig schürzen
Es muß der Mensch auf eine Seite stürzen,
Wie fleißig er sich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunst, im Leben, ja im Wissen
Ist auch das beste falsch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen:
Wir können nicht heraus aus unserm Leibe
An allen wird der Kenner etwas missen
Und einer kann das kleine Loch nur treffen.

Schlegel.

§. 344.

Kein Ideal darf aufgegeben werden, sonst erlischt das heilige Feuer des Lebens und Gott stirbt ohne Auferstehung.

Jean Paul.

§. 345.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwey dir geöfnet
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie du bey Zeit noch frey auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Schiller.

§. 346.

Ja o Gott! du wirst und kannst uns einmal eine Wirklichkeit geben, die unsere hiesigen Ideale verkörpert und verdoppelt und befriedigt — wie Du es uns ja schon in der hiesigen Liebe bewiesen hast, die uns mit Minuten berauscht, wo das Innere das Aeussere wird und das Ideal die Wirklichkeit — aber dann — nein, über das Dann des Jenseits hat dieses kleine Jetzt keine Stimme; aber wenn hienieden das Dichten Leben

würde, und unsere Schäferwelt eine Schäferey und jeder Traum ein Tag; o so würde das unsere Wünsche nur erhöhen, nicht erfüllen, die höhere Wirklichkeit würde nur eine höhere Dichtkunst gebähren und höhere Erinnerungen und Hofnungen — in Arkadien würden wir nach Utopien schmachten und auf jeder Sonne würden wir einen tiefen Sternhimmel sich entfernen sehen und, wir würden — seufzen wie hier.

Jean Paul.

§. 347.

Der Held — der Reformator, der Republikaner, den bürgerliche Stürme, das Genie, das artistische Bewegen, kurz jeder Mensch mit einem großen Entschluß oder auch nur einer perennirenden Leidenschaft (und wär's die, den größten Folianten zu schreiben,) alle diese bauen sich mit ihrer innern Welt gegen die Kälte und Glut der äußern ein, wie der Wahnsinn im schlimmern Sinn: jede fixe Idee, die jedes Genie und jeden Enthusiasten wenigstens periodisch regiert, scheidet die Menschen erhaben von Tisch und Bett der Erde, von ihren Hundsgrotten und Stechdornen und Teufelsmauern, — gleich dem Paradiesvogel schläft er fliegend und

auf den ausgebreiteten Flügeln verschlummert er blind in seiner Höhe die untere Erdstösse und Brandungen des Lebens im langen schönen Traume von seinem idealischen Mutterland. Ach! wenigen ist dieser Traum beschеert, und diese wenigen werden so oft von fliegenden Hunden (Vampyren) geneckt.

Jean Paul.

§. 348.

Wäret ihr Schwärmer im Stande die Ideale zu fassen,
O! so verehrtet ihr auch, wie sichs gebührt, die Natur.

Göthe.

§. 349.

Der Realismus ist der Sancho Pansa des Idealismus.

Jean Paul.

Philosophie. Poesie. Religion.

§. 350.

Zur Philosophie gehören, je nachdem man es nimmt, entweder gar keine, oder alle Sachkenntnisse.

Schlegel.

§. 351.

Sey aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche, — das ist das ganze Gesetz der Philosophie.

Lichtenberg.

§. 352.

Verbindet die Extreme, so habt ihr die wahre Mitte.

Fr. Schlegel.

§. 353.

Der Weise muß die Barometerhöhe am Aequator seyn, in der selber der Tornado wenig verschiebt.

Jean Paul.

§. 354.

Becher der Freude, wie bist du versiegt, ihn reichte mir Hebe,
Aber Athene gebot: „flieh den berauschenden Kelch!“
„Kränze dich erst mit dem Lorbeer des Hains und der heiligen Eiche.
Muthig gehorcht' ich dem Wink, dürstete Thaten und Ruhm.
Rang mit Gefühl und Vernunft, und erkämpfte die Ruhe des Weisen
Doch dem Ermüdeten reicht Hebe den Becher nicht mehr.

N.

§. 355.

Es ist der Lebensfehler der heutigen Philosophie gegen die Menschheit, daß sie alles, was schon im Menschen war, erst von aussen hinein erklären will, — bloß weil sie nicht begreift, wie es schon darin sitzt.

Jean Paul.

§. 356.

Einiges muß die Philosophie einsweilen voraussetzen, und sie darf es, weil sie es muß.

Schlegel.

§. 357.

Die Erfindung der Sprache ist vor der Philosophie hergegangen, und das ist es, was die Philosophie erschwert, zumal, wenn man sie andern verständlich machen will, die nicht viel selbst denken. Die Philosophie ist, wenn sie spricht, immer genöthigt, die Sprache der Unphilosophie zu reden.

Lichtenberg.

§. 358.

Ueber keinen Gegenstand philosophiren sie seltener, als über die Philosophie.

Schlegel.

§. 359.

Jetzt philosophiert man, wie man lackirt, nach Rezepten.

Lichtenberg.

§. 360.

„Ich will einem Narren niemals trauen, bis ich sein Gehirn sehe," sagt ein sehr gescheuter

Narr bey dem Schakespeare. Man möchte diese Bedingung des Zutrauens gewissen angeblichen Philosophen zumuthen; was gilts, man fände papier maché aus Kantischen Schriften verfertigt?

Schlegel.

§. 361.

Weise nur bildet die Welt, philosophische Tänzer die Schule,
Diese belustigen euch, jene beneiden sie nicht.

R.

§. 362.

Versteht man unter dem gemeinen Menschenverstande die gesunde Denkart verständiger Männer von allgemeiner Ausbildung, aber ohne Spekulation; so dürfte er und die Philosophie wohl gar keine positiven Foderungen an einander zu machen haben. Unstreitig aber haben sie die gegenseitige große Verpflichtung, sich nicht um einander zu bekümmern, und eins das andere in seinem Gebiete ungestört zu lassen.

A. W. Schlegel.

§. 363.

Jede Philosophie, und wenn sie auch ganz Geist wäre, ist, sobald sie sich ausbreitet, der

Gefahr ausgesetzt, durch die Formularphilosophie in Buchstaben verwandelt zu werden.

A. W. Schlegel.

§. 364.

Die Kurrentphilosophie hat das Gute, daß sie die Aufklärungs- die Volks- die Hetero- doxe- die Berlinische- die Nützliche- die allgemeine deutsche Bibliothekarische Philosophie ist; und das Wesen dieser Philosophie besteht darin, Philosophie nöthig zu machen, indeß die genialische (die Fichtische, die Jacobische) gleich der Regierung und Erziehung sich überflüssig zu machen strebt. Sie hält sich für unpartheyisch und vom Sektengeist frey, weil sie den Wolfianischen nicht aufgiebt, wie alte Leute alle Kleidermoden zu fliehen scheinen, wenn sie die ihrige verewigen. Sie erklärt und rezensirt das Buch der Natur, indem sie dessen Format, Bogenzahl, Druckort und Verleger angiebt. Auf dieselbe Art sind nun wieder diese Rezensenten des Universums leicht zu rezensiren; da sie mehr Quantitäten, als (wie Plato, Hemsterhays) Qualitäten sind, so fallen sie in die Wage des Gelehrten und sind leicht zu tariren.

Jean Paul.

§. 365.

Die Philosophie kann, wenn sie für den Menschen etwas mehr seyn soll, als eine Sammlung von Materien zum Disputiren, nur indirekt gelehrt werden. Lichtenberg.

§. 366.

Man kann nur Philosoph werden, nicht es seyn. Sobald man es zu seyn glaubt, hört man auf es zu werden. Schlegel.

§. 367.

Wenn man Philosoph werden will, so muß man sich durch die ersten schmerzlichen Entdeckungen, die man in der Menschenkunde macht, nicht abschrecken lassen. Um die Menschen zu kennen, muß man das Mißvergnügen besiegen, das sie uns verursachen; wie der Zergliederer die Natur und seinen Eckel besiegt, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen.

Champfort.

§. 368.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh das Eleusische Haus nun den Bewährten empfing.

Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene bewahrt?
Weist du schon, was deiner harret? wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du der Kräfte genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wo sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwey'n?
Muth genug mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen?
Und dem Feind in dir muthig entgegen zu geh'n?
Mit des Auges Grund ... des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe! bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.

Manche gingen durch Licht und stürzten in tiefere
Nacht nur,
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit
dahin.

Schiller.

§. 369.

Wer nicht um der Philosophie willen philosophirt, sondern die Philosophie als Mittel braucht, der ist ein Sophist.

Schlegel.

§. 370.

Bey den Ausdrücken; Seine Philosophie, Meine Philosophie, erinnert man sich immer an die Worte im Nathan: „Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?“

Schlegel.

§. 371.

Wenn Philosophen etwas, z. B. eine Idee oder sich aus sich ableiten, so leiten sie, ist sonst was an ihnen, das restirende Universum auch so ab; sie sind ganz jener betrunkene Kerl, der sein Wasser in einen Springbrunnen hinein ließ, und die ganze Nacht davor stehen blieb, weil er kein

Aufhören hörte, und mithin alles, was er fort vernahm, auf seine Rechnung schrieb.

Jean Paul.

§. 372.

Der gepriesene Salto mortale der Philosophen ist oft nur ein blinder Lärm; sie nehmen in Gedanken einen erschrecklichen Anlauf, und wünschen sich Glück zu der überstandenen Gefahr; sieht man aber nur etwas genau zu, so sitzen sie immer auf dem alten Fleck. Es ist Donquixottes Luftreise auf dem hölzernen Pferde.

A. W. Schlegel.

§. 373.

Ein Regiment Soldaten en parade, ist nach der Denkart der meisten Philosophen ein System.

Schlegel.

§. 374.

Wer ein System glaubt, hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verbannt. Erträglicher noch ist Intoleranz des Gefühls, als Intoleranz des Verstandes. — Aberglaube besser als Systemglaube.

Tieck.

§. 375.

— Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sey auch wer er sey.

Goethe.

§. 376.

Gleich dem jüngsten Tage verwandelt uns die Poesie, und sie verklärt uns, ohne uns zu verändern.

Jean Paul.

§. 377.

Es giebt doch nur Eine Poesie, die in sich selbst von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zukunft mit den Werken, die wir besitzen, und mit den verlornen, die unsere Phantasie ergänzen möchte, so wie mit den künftigen, welche sie ahnden will, nur ein unzertrennliches Ganze ausmacht. Sie ist nichts weiter als das menschliche Gemüth selbst in allen seinen Tiefen; jenes unbekannte Wesen, welches immer ein Geheimniß bleiben wird, das sich aber auf unendliche Weise zu gestalten sucht, ein Verständniß, welches sich immer von neuem offenbaren will, immer von neuem versiegt, und nach bestimmten Zeiträumen verjüngt und in neuer Verwandlung wieder hervortritt. Je mehr

der Mensch von seinem Gemüthe weiß, desto mehr weiß er von der Poesie; ihre Geschichte kann keine andre seyn, als die des Gemüths von den ersten Offenbarungen und dem Wunderglauben der Kindheit, der schönen Offenbarungen des jugendlichen Lebens zur Reifheit der Phantasie, bis in alle ihre Verirrungen, die sich wieder zur frühen, kindlichen Klarheit selber zurückführen, dazwischen wechselnd mit prophetischen Träumen, mit Anschauungen, welche verlohren gehen und sich wieder suchen. So ist die wahre Geschichte der Poesie die Geschichte eines Geistes, sie wird in diesem Sinne immer ein unerreichbares Ideal bleiben; jedoch ist es dem Beobachter, jedem Freunde der Poesie möglich, seine Ansichten darzustellen, seine Liebe in Worten auszusprechen, um alte Mißverständnisse zu entwirren, oder die, die ihn verstehen, allmählich der klaren freyen Aussicht näher zu führen.

So erklärt und ergänzt die alte Zeit die neue und umgekehrt. Wenn es uns vielleicht unmöglich fällt, die alte Poesie ganz auf ihre eigenthümliche Art zu verstehen und zu fühlen, so macht wieder die Entfernung ein innigeres Verständniß möglich, als die Zeitgenossen selbst fassen könnten.

Wie man aus dem Bruchstück einer schönen Bildsäule wohl die Proportion sehen und errathen kann, so ist doch das wahre Verständniß erst mit dem Auffinden aller oder der hauptsächlichsten Theile hergestellt: so ist es gar nicht anders möglich, als daß wir das Alterthum durch die Entstehung und Kenntniß der Italiänischen, Spanischen, Deutschen, Englischen und Nordischen Poesie richtiger in seinen Verhältnissen fassen müssen; eben wie es unsern Nachkommen vergönnt seyn wird, noch tiefer in das Geheimniß zu dringen, wenn die Lieder des Orients ihnen näher gekommen sind, und ein neues Bestreben der künftigen Dichter unsere Zeit und was sie gewollt, beleuchten, und dadurch mit den übrigen Zeitaltern in Harmonie setzen wird. Tieck.

§. 378.

Es giebt so viele Leute, die aus den Blumen der Poesie immer eine Blutreinigung kochen, und die der Freuden nur wie Lesezeichen in ihre Akten und Handelsbücher legen. Jean Paul.

§. 379.

Ja wohl ist es wahre Barbarey des Herzens, von wichtigen, soliden, ernsthaften Wissenschaften,

als Gegensätzen der Poesie, die solider ist als jede, zu sprechen; so wie etwa die Holländer in ihren Kirchengebeten den Heringsfang die große Fischerey nennen, den Wallfischfang aber die kleine. Darum nähere man die prosaische und die poetische Parthey einander einigermaßen, indem man beyde vermischt; wenigstens thut's etwas, wenn z. B. ein Mann, der zugleich Reisebeschreibungen und Romane macht, die Reisen mehr der Fikzion, und den Roman mehr dem trockenen Reise-Diarium näher bringt. Wie sehr war nicht von jeher der Schlund — der so unempfindlich, nur solides treibend, brodstudierend und recht prosaisch ist — mit der Kehle — die so empfindsam, nur Luft und Duft annehmend, nur Töne und Seufzer aushauchend und so ganz poetisch ist, — durch Einen Hals verbunden.

Jean Paul.

§. 380.

Der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen, sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von aussen unge-

stört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe ihr Geld jagen rastlos, und wornach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in anderen, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhiget die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das gewünschte zu spät kommt, und das alles erreichte und erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflößlichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit.

Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegen geht, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf den Grund seines Herzen wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein wachender, und das seltenste was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunterſteige, er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd zu nehmen, der sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen oder vielleicht

gar an die Kette geschlossen einen Meyerhof durch sein Bellen sichern? . . . .

Wenn nur auch die Menschen wie die Vögel gemacht wären, und ohne daß sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten. Wenn sie nur auch bey Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begäben, dem Mangel auszuweichen, und sich vor dem Froste zu sichern.

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von aussen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden, Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für die Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andre verschloß; wie man sich selig preißt und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreye.

Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr; der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß, ohne diesen, sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüber fahren würde; der Liebende wünschte seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand, und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter nicht mit eignen Augen so kostbar sehen, als sie ihn vom Glanze des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet uns zu ihnen erhoben, sie zu uns hernieder gebracht, als der Dichter?

Göthe.

§. 381.

Wie es eine Kurrentphilosophie giebt, so giebt es auch eine Kurrentpoesie, welche für Journalistika, Akademien und alle mystischen Körper gehört, in denen meistens Kurrentseelen wohnen. Sie ist eine transzendentale Beredsamkeit oder eine Poesie der zweyten Potenz; wer die Franzosen, oder einen Gellert, Alxinger, Nikolai

oder andere Adelungische Dichter zu schätzen weiß, und sich an- nicht von ihnen erhohlt, wer als Geschäftsmann solche gelegenheitsdichterische Haberröhre gleichsam wie edlere Pfeiffen ausraucht, der wird es am meisten gutheißen, daß diese Poesie besonders distinguirt und weiter poussirt werde. Die sogenannte genealische ist so geschmacklos, oede und finster für tausend Geschäftsmänner, wie Plato; aber ein Mensch verlangt doch immer seinen Vers, jeder seinen Laureaten, jedes Jahr seinen Musenalmanach, jede platte Gegend einen entlegenen Musenberg. Warum soll sich der Kanzellist, der gegen die Lebenssäuere den weißen gelöschten Kalk der Kurrentpoesie verschlucken will, bloß das darauf gestrichene Freskogemälde der höhern reichen lassen? — Emporgetragen wird er doch, auch durch den den niedrigsten Poeten, weil dieser, er pfeife immerhin auf dem tiefsten Astloche, stets höher nistet, als der Leser, der unten auf den Wurzeln sitzt und hinaufhorcht. das poetische Gewölke, das der Almanachspoet auf seinem Almanachs-Parnaß und Brocken braut, sey noch so naßkalt und formlos, immer schauet doch ein Prosaistenstab am Fuße desselben hinauf, der beym Untergang der Sonne die Wolke roth

gefärbt und voll Sonnenmaterie findet; wobey die Metapher noch nicht einmal verlassen ist, und drey oder vier zusammengelegte Käferflügel gar noch nicht angeschrieben sind, welche man aus den Flügeldecken ziehen kann, wenn man dem goldenen Almanachskerbthier die Musikblätter hervorhohlt, und so nun Flug und Gesang neben einander exzelliren läßt über alles. —

Jean Paul.

§. 382.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen soll, muß ein wenig von allem haben, eine Art Mikrokosmus seyn. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunst und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewisse Dosis Laster; auch Geist muß darin seyn, nebst Witz, ja sogar Philosophie, und vorzüglich Moral, auch Politik mit unter. Hilft ein Ingrediens nicht, so kann vielleicht das andere helfen, und gesetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, so kann es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medizin, wenigstens nicht schaden.

A. W. Schlegel.

§. 383.

Manches Gedicht wird so geliebt, wie der Heiland von den Nonnen.

Schlegel.

§. 384.

Wenn man manche Gedichte in Musik setzt, warum setzt man sie nicht in Poesie?

Novalis.

§. 385.

Nichts ist kläglicher, als sich dem Teufel ums sonst ergeben; zum Beyspiel: schlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich sind.

Schlegel.

§. 386.

Noten zu einem Gedichte, sind wie anatomische Vorlesungen über einen Braten.

Schlegel.

§. 387.

Die Vorschriften, wie man Verse machen soll, mögen an und für sich recht gut seyn und Kenntnisse verrathen; aber mir kommen sie immer vor, wie das sonst vortreffliche Sir Digby Rezept Krebse zu machen: man nehme einige alte Krebse, stoße sie klein, gieße Wasser darüber u. s. w.

Lichtenberg.

§. 388.

Gewiß ist unter allen mittelmäßigen Dingen der mittelmäßige Dichter das elendeste.

Lichtenberg.

§. 389.

Erhebe deinen Geist und fasse den größten Gedanken des Menschen! Da wo die Ewigkeit ist, da wo die Unermeßlichkeit ist, und wo die Nacht anfängt, da breitet ein unendlicher Geist seine Arme aus und legt sie um das große, fallende Welten-All und trägt es und wärmt es. Ich und Du und alle Menschen und alle Engel und alle Würmchen ruhen an seiner Brust, und das brausende, schlagende Welten- und Sonnenmeer ist ein einziges Kind in seinem Arm: Er sieht durch das Meer hindurch, worin Korallenbäume voll Erden schwanken, und sieht an der kleinsten Koralle das Würmchen kleben, das ich bin und er giebt dem Würmchen den nächsten Tropfen und ein seliges Herz und eine Zukunft und ein Auge bis zu ihm hinauf — ja o Gott, bis zu dir hinauf, bis an dein Herz! —

Gott ist die Ewigkeit, Gott ist die Wahrheit, Gott ist die Heiligkeit, — er hat nichts, er

ist alles — das ganze Herz fasset ihn, aber kein Gedanke, und er denkt nur uns, wenn wir ihn nicht denken. — Alles Unendliche und Unbegreifliche im Menschen ist sein Wiederschein; aber weiter denke dein Schauder nicht. Die Schöpfung hängt als Schleyer, der aus Sonnen und Geistern gewebt ist, über dem Unendlichen und die Ewigkeiten gehen an dem Schleyer vorbey und ziehen ihn nicht weg vor dem Glanze, den er verhüllet.

Jean Paul.

§. 390.

Aus den Wolken zieht ein Weben
Labend über Wälder hin,
Und es fühlt der Mensch sein Leben,
Still erwacht sein inn'rer Sinn.

Wie der Strom sich niedersenket,
Und die Süße von sich giebt,
Wird die matte Brust getränket,
Und sie fühlet, daß sie liebt.

Durch die weiten Sternenräume
Dringt der liebevolle Sinn,
Und wie Engel, steigen Träume
Auf der Leiter her und hin.

Ferne glimmt auf goldnen Bahnen
Noch ein heller Funke schön,
Und ein sehnsuchtsvolles Ahnen
Will zur Lichtesblüthe geh'n.

Berg und Waldung, Strom und Fluren
Thau'n als Wolke um ihn her,
Ausgelöscht sind alle Spuren,
Er vergeht im wüsten Meer.

Und kein Halt will ihm erscheinen,
Alles flieht und zieht soweit,
Alle Quellen fühlt er weinen,
Einsam steht er in der Zeit.

„Ach wo bleiben meine Freuden?
„Die Gespielen meiner Lust?
„Wollt ihr alle mich vermeiden?"
Klagt er, und verschließt die Brust.

„Alles will um mich zerrinnen,
„Mir entfliehet die Gestalt,
„Steigt in meine tiefsten Sinnen
„Schon die Hölle schwarz und kalt."

„Alles, was mir freundlich blühte,
„Ist in sich zurückgefloh'n,
„Was mein Busen kindlich glühte,
„Ausgelöscht ist jeder Ton.

„Wo ich ehemals gelüstend
„Ordnung und die Liebe sah,
„Steht das Chaos jetzt verwüstend
„Meiner bangen Seele nah.“

„Fern und ferner zieht das Sehnen
Der entfloh'nen Liebe nach,
Kaum geblieben sind die Thränen,
Und des Busens tiefes Ach!“ —

Und er wendt sich mit den Blicken
In die schwarze Wolkennacht;
In der Finstre wird ein Zücken,
Wie ein Blitzen, angefacht.

Und aus den Gewändern dunkel
Aus den Wolken, Berg und Wald
Schaut mit heimlichem Gefunkel
Zu ihm her ein Auge bald,

Und sein Herze wird ein Blicken
In des Auges ew'ges Bild,
Nichts kann ihm den Wink entrücken,
Seine Sehnsucht ist gestillt.

Nun ist ihm die Welt entschwunden
Ewig blickt das Auge süß,
Dessen Locken er empfunden,
Und sein Herz ist ihm gewiß.

Dieser fragt nach keinen Künsten,
Die ihm Welt und Zeit verheißt;
Er verschmacht't in Liebesbrünsten
Und in Gott entfleußt der Geist.

Tieck.

§. 391.

Obgleich mir auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eines der wunderbarsten und größten Phänomene zu seyn scheint, so kann ich doch im strengen Sinne nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt, und dichtet und lebt, wenn man voll von Gott ist: wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Seyn ausgegossen ist, wenn man nichts mehr um der Pflicht, sondern alles aus Liebe thut, bloß weil man es will; und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt — nämlich der Gott in uns.

Schlegel.

§. 392.

Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz. Aber die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

A. W. Schlegel.

§ 393.

§. 393.

Ueberhaupt erkennt unser Herz einen Gott; und dieses nun der Vernunft begreiflich zu machen ist freylich schwer, wo nicht gar unmöglich. — Es wäre eine Frage, ob die bloße Vernunft ohne das Herz je auf einen Gott gefallen wäre. Nachdem ihn das Herz erkannt hatte, suchte ihn die Vernunft auch.

Lichtenberg.

§. 394.

Religion ist schlechthin groß, wie die Natur; der vortrefflichste Priester hat doch nur ein klein Stück davon.

Schlegel.

§. 395.

Wer darf sagen,
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott,
Ueber den Frager zu seyn.
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen,
Ich glaub' ihn?

Wer empfinden?
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht hier auf?
Schau ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir.
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Göthe.

§. 396.

Es ist zu glauben, daß in der Welt hinter den Sternen, die gewiß ihre eignen, ganz sonderbaren Begriffe von Andacht hat, schon das unwillkührliche Händefalten selber für ein Gebet gelte, wie denn mancher hiesige Handdruck und Lippendruck, ja mancher Fluch droben für ein Stoß- und Schußgebet kursiren mag, indeß zu gleicher Zeit den größten Kirchenlichtern hienieden die Gebete, die sie für den Druck und Verlag ohne alle Selbst-Rücksichten bloß für fremde Bedürfnisse mit beständiger Hinsicht auf wahre, männliche Kanzelberedsamkeit im Manuscripte ausarbeiten, droben als baare Flüche angeschrieben werden.

Wenn nun solche Lichter dort von einem und dem andern Engel des Lichts ausgeschneuzet werden, wenn solche Consistorialvögel zu völligen Galgenvögeln gerupft im Himmel fliegen; so dürfen verkannte Galgenvögel dieser Art in ihren theologischen Journalen, falls sie droben welche schreiben, mit Recht darauf aufmerksam machen, daß die zweyte Welt wunderliche Heiligen habe, und noch manche Aufklärung brauche, bis

sie so weit vorrücke, daß sie Gebete auf dem Theater und Gebete auf dem Schreibepult, nach Einem liturgischen Stylistikum, so zu sagen, abgeflucht, gleich gut aufnehme.

Jean Paul.

§. 397.

Ich knirsche die Zähne über die gewinnsüchtigen Heuchler, die Menschen, welche bey ihren Bergwerken, bey ihren Lotteriedevisen, Gott wie einen Fürsten zu Gevatter bitten, damit er ihnen ehrenhalber ein Pathengeld in die Windeln schiebe — welche bey dem Allerheiligsten, wie wir bey einem Titular-Rath immer seinen Titel anbringen, um ihm zu schmeicheln und abzubetteln .... O das größte Sammelsurium von Widerspruch, Wahnsinn, Habsicht und Tücke ist ein menschliches gedrucktes Gebet! — Nur du, heiliger Fenelon, konntest beten, denn du liebtest Gott.

Jean Paul.

§. 398.

Das Wort Gottesdienst sollte verlegt, und nicht mehr vom Kirchengehen, sondern von guten Handlungen gebraucht werden.

Lichtenberg.

§. 399.

Ein Gelübde zu thun, ist eine größere Sünde, als es zu brechen.

Lichtenberg.

§. 400.

Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihrer Erziehung für den Himmel, die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelte am weisesten, wenn er erstere ganz an ihren Ort gestellt seyn ließe. Denn wenn wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind, woran gar kein Zweifel ist, so laßt uns das Beste in dieser Station thun und uns nicht durch Offenbarungen blenden. Was der Mensch zu seiner Glückseligkeit zu wissen nothwendig hat, das weiß er gewiß ohne alle andre Offenbarung, als die, die er seinem Wesen nach besitzt.

Lichtenberg.

§. 401.

Wenn jedes unendliche Individuum Gott ist, so giebt es so viele Götter als Ideale. Auch ist das Verhältniß des wahren Künstlers und des wahren Menschen zu seinen Idealen durchaus Religion. Wenn die-

ser innere Gottesdienst Ziel und Geschäft des ganzen Lebens ist, der ist Priester, und so kann und soll es jeder werden.

Schlegel.

§. 402.

Heimlich glauben die meisten, Gott existire bloß damit sie erschaffen wurden, und die durch den Aether ausgestreckte Welten-Parthie sey die Erdzunge ihres Dunst-Meers, oder ihre Erde sey die Himmels-Zunge.

Jean Paul.

§. 403.

Die passiven Christen betrachten die Religion aus einem medizinischen, und die aktiven aus einem merkantilischen Gesichtspunkte.

Schlegel.

§. 404.

Es gehen freylich verschiedene Sterbende, die noch viel Unrecht auf dem Herzen und Gewissen haben, zur Beichte, um am Himmel nicht aufgehalten zu werden; sie lassen sich hier plombiren, um dort bey der Himmelspforte sich keiner Revision auszusetzen.

v. Hippel.

§. 405.

Das wissenschaftliche Ideal des Christianismus ist eine Karakteristik der Gottheit in unendlich vielen Variazionen.

Schlegel.

§. 406.

Der Katholizismus ist das naive Christenthum, der Protestantismus das sentimentale.

Schlegel.

§. 407.

Die geschnitzten Heiligen haben in der Welt mehr ausgerichtet, als die lebendigen.

Lichtenberg.

§. 408.

Ist es nicht sonderbar, daß die Menschen so gern für die Religion fechten, und so ungern nach ihren Vorschriften leben?

Lichtenberg.

§. 409.

Die Freygeisterey geht immer in dieser Stufenleiter fort: zuerst wird der Teufel angegriffen, dann der heilige Geist, demnächst der Herr Christus und zuletzt Gott der Vater.

Schlegel.

§. 410.

Wir denken feiner, reden feiner, und — faseln feiner.

Lichtenberg.

§. 411.

Wenn doch nur der zehnte Theil der Religion und Moral, die in Büchern steht, in den Herzen stände! — Aber so geht es fast durchaus, der größte Theil von menschlicher Weisheit wird bald nach seiner Erzeugung auf den Repositorien zur Ruhe gebracht.

Lichtenberg.

Tod. Fortdauer.

§. 412.

Der Tod ist eine Selbst-Besiegung, die, wie jede andre Selbst-Ueberwindung, eine leichtere Existenz verschafft.

Schlegel.

§. 413.

Sterben heißt sich selber durch Schnarchen wecken.

Jean Paul.

§. 414.

Zum Engel der letzten Stunde, den wir so hart den Tod nennen, wird uns der weichste, gütigste Engel zugeschickt, damit er gelinde und sanft das niedersinkende Herz des Menschen vom Leben pflücke, und es in warmen Händen und ungedrückt aus der kalten Brust in das hohe, wärmende Eden trage. Sein Bruder ist der Engel

der ersten Stunde, der den Menschen zweymal küßet; daß erstemal, damit er dieses Leben anfange, das zweytemal, damit er droben ohne Wunden aufwache, und in das andere lächelnd komme, wie in dieses Leben weinend.

Jean Paul.

§. 415.

O flattert immer davon, selige Kinder! Euch wiegt der Engel der Ruhe in der Morgenstunde des Lebens mit Wiegenliedern ein — zwey Arme tragen euch und euern kleinen Sarg und an einer Blumenkette gleitet euer Leib mit zwey Rosenwangen, mit einer Stirn ohne Gram-Einschnitte und mit weisen Händchen in die zweyte Wiege herab und ihr habt die Paradiese nur getauscht. — Aber wir, ach wir brechen zusammen unter den Sturmwinden des Lebens und unser Herz ist müde, unser Angesicht zerschnitten von irrdischem Kummer und irrdischer Müh' und unsere Seele klammert sich noch erstarrt an den Erdkloß.

Jean Paul.

§. 416.

Nach bestimmten Gesetzen treten wir ins Leben ein, die Tage sind gezählt, die uns zum An-

blicke des Lichts reif machen; aber für die Lebens-
dauer ist kein Gesez. Der schwächste Lebensfaden
zieht sich in unerwartete Länge und den stärksten
zerschneidet oft gewaltsam die Scheere einer Par-
ze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint.

Goethe.

§. 417.

Ach Natur, wie sicher und groß in allem er-
scheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet
der Sommer
Und dem reichlichen Herbst treulich der Winter
die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige
Wasser
Aus der bewölkten Luft schäumend und brausend
hinab.
Fichten grünen sofort und selbst die entlaubten
Gebüsche
Hegen im Winter schon himmlische Knospen am
Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz, doch über
des Menschen

Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwan-
kendes Loos.
Nicht dem blühenden nikt der willig scheidende
Vater
Seinem trefflichen Sohn freudig vom Rande der
Gruft
Nicht der jüngere schließt dem ältern immer das
Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem schwächern
zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung
der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel um-
sonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zer-
schmetternde Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen ge-
streut.

Goethe.

§. 418.

Das Sterben ist erhaben; hinter schwarzen Vorhängen thut der einsame Tod das stille Wunder und arbeitet für die andere Welt, und die Sterblichen stehen da mit nassen, aber stumpfen Augen neben der überirrdischen Scene.

Jean Paul.

§. 419.

O wenn nur jeder gewiß glaubte, nach fünfzig Jahren, an einem bestimmten Tage führt ihn die Natur auf ihren Richtplatz: er wär anders; aber wir alle werfen das Bild des Todes aus unsrer Seele, wie die Schlesier es am Lätare-Sonntage aus ihren Städten werfen. Der Gedanke und die Erwartung des Todes bessern so sehr, als die Gewißheit und Wahl desselben.

Jean Paul.

§. 420.

Den Tod so ganz wie er da ist verachten, ist Weisheit; ihn durch Stratagenie hintergehen, scheint Weisheit.

v. Hippel.

§. 421.

Der Wahn des Todes säet leicht dessen Wahrheit, und in der herübergerückten Wolke lockt leicht ein Zufall den schlagenden Funken des Todes.

Jean Paul.

§. 422.

Bey dem Verlust von Personen, die uns lieb waren, giebt es keine Linderung, als die Zeit

und sorgfältig gewählte Zerstreuungen, wobey uns unser Herz keine Vorwürfe machen kann.

Lichtenberg.

§. 423.

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth,
Er kehrt in sich zurück und findet staunend
In seinem Busen das Verlohrne wieder.

Goethe.

§. 424.

Wir kennen nur die äussersten Ueberziehkleider der Seele, aber nicht ihr letztes und nächstes, ihr Hemde. Unter allen Erscheinungen von Verstorbenen sind die von eben Verstorbenen oder Sterbenden am schwersten rein abzuläugnen; die unzähligen Todten der Jahrtausende verhüllen sich uns, aber der Todte der Stunde trägt gleichsam noch Erdenstaub genug an sich, um damit noch einmal im Sonnenstaub des Lebens vor einem geliebten Auge zu spielen.

Jean Paul.

§. 425.

Der Mensch bringt die Ursache seines Todes mit auf die Welt; er stirbt an seiner Geburt.

v. Hippel.

§. 426.

Jeder Geist, auf den die unsichtbare Luftsäule des Lebens in unserer Erdentiefe heranterdrückt, wird ewig seine Arme und Flügel nach einem höhern Aether ausstrecken; ewig wird unser armes, in die Klausur der Brust, in den Block des schweren Erdenbluts, in die Laufbänder der Nerven gefesseltes, dumpfes Herz sich sträubend und schwellend und oft brechend gegen das Element aufschließen, indem es schlagen soll — denn die Unermeßlichkeit ist unser Ort und die Ewigkeit ist unsere Zeit, und das Geschöpf ist nur der Vorläufer unsers geliebten Schöpfers. — —

Jean Paul.

§. 427.

Die Natur ist Feindinn ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geschlechtern gehört die Erde, jeder hat Anspruch auf alles. Die Frühern dürfen diesem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration stehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn

aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich nur die Rechte eines aktiven Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts als die Stelle in dieser Fürstenschule und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen.

Novalis.

§. 428.

Der Mensch trägt seine Irrthümer wie seine Wahrheiten zu oft nur in Wortbegriffen und nicht in Gefühlen bey sich; aber der Bekenner der Vernichtung stelle sich einmal statt eines sechzigjährigen Lebens eines von sechzig Minuten vor, und sehe dann zu, ob er den Anblick geliebter, edler oder weißer Menschen, als zweckloser, stundenlanger Lufterscheinungen, als hohler, dünner Schatten, die dem Lichte nachflattern und im Lichte sogleich zerfließen und die ohne Spur und ohne Weg und Ziel nach einem kurzen Schwanken hinaus in die alte Nacht verrinnen, ob er diesen Anblick ertragen könnte? nein, auch ihn überschleicht immer die Voraussetzung der Unvergänglichkeit, sonst hienge immer über seine Seele wie

an

an dem heitersten Himmel über Muhamed, eine schwarze Wolke, und unter der Erde liefe überall mit ihm, wie mit dem Kain, ein ewiges Leben.

Jean Paul.

§. 429.

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beym Erwachen geblendet werden, wenn wir von sichtbaren Gegenständen geträumt haben. Wohl also denen, die hier schon von Sehen träumen! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können.

Novalis.

§. 430.

Im Grabe schläft ein neues Morgenroth.

Tieck.

§. 431.

Nur eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht,
Und unser aller Sonne
Ist Gottes Angesicht.

Novalis.

Sittlichkeit. Tugend. Fehler.

§. 432.

Maximen, Imperative und Postulate sind jetzt zuweilen Rechenpfenninge der Sittlichkeit.

Schlegel.

§. 433.

Mühsam zeichnet und treu die Moral das Schattengemählde
Jener erhabenen Gestalt, welche die Tugend beseelt.

R.

§. 434.

Die Moral ist, wohl verstanden, das eigentliche Lebens-Element des Menschen. Sie ist innig eins mit der Gottesfurcht. Unser eigner sittlicher Wille ist Gottes Wille. Indem wir seinen

Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unser eignes Daseyn, und es ist als hätten wir um unsrer selbst willen, aus unserer innern Natur so gehandelt. Die Sünde ist allerdings das eigentliche Uebel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde versteht, versteht die Tugend und das Christenthum und sich selbst und die Welt. Ohne dieses Verständniß kann man sich Christi Verdienst nicht eigen machen und keinen Theil an dieser zweyten, höhern Schöpfung haben.

Novalis.

§. 435.

Giebt's eine unsichtbare Kirche, so ist es die jener großen Paradxie, die von der Sittlichkeit unzertrennlich ist, und von der bloß philosophischen noch sehr unterschieden seyn muß. Menschen, die so exzentrisch sind, in vollem Maase tugendhaft zu seyn und zu werden, verstehen sich überall, finden sich leicht, und bilden eine stille Opposition gegen die herrschende Unsittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt. Ein gewisser Mystizismus des Ausdrucks', der bey einer romantischen Phantasie und mit grammatischem Sinn verbunden, etwas sehr reizendes und etwas sehr gutes

seyn kann, dient ihnen oft als Symbol ihrer schönen Geheimnisse.

A. W. Schlegel.

§. 436.

Die Philosophie war bey den Alten Ecclesia pressa, die Kunst bey den Neuern. Die Sittlichkeit aber war noch überall im Gedränge, die Nützlichkeit und die Rechtlichkeit mißgönnen ihr sogar die Existenz.

Schlegel.

§. 437.

Auch die Sprache begegnet der Sittlichkeit schlecht, sie ist nirgends so roh und arm, als wo es auf die Bezeichnung sittlicher Begriffe ankömmt.

Schlegel.

§. 438.

Um sittlich zu heißen, müssen Empfindungen nicht bloß schön, sondern auch weise, im Zusammenhange ihres Ganzen zweckmäßig, im höchsten Sinne schicklich seyn.

Schlegel.

§. 439.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bey edlen Frauen an.

Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verlezliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beyde fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Goethe.

§. 440.

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt sey?
Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt.

Schiller.

§. 441.

Es ist unmöglich, jemanden ein Aergerniß zu geben, wenn er's nicht nehmen will.

Schlegel.

§. 442.

Schaam ist wohl ein Gefühl von Profanation. Freundschaft, Liebe und Pietät sollten geheimnißvoll behandelt werden — man sollte nur in seltenen, vertrauten Momenten davon reden, sich

stillschweigend darüber verstehen. — Vieles ist zu zart, um gedacht, noch mehreres, um besprochen zu werden. Novalis.

§. 443.

Um den Unterschied der Pflichten gegen sich selbst und der Pflichten gegen andre zu bestimmen, dürften sich schwerlich andere Kennzeichen finden, als die, welche jener einfältige Mensch für die Tragödie und Komödie angab. Lachst du dabey, und bekommst du am Ende etwas, so nimm's für eine Pflicht gegen dich selbst; ist dir das Weinen näher, und bekommt es ein anderer, so nimm's für eine Pflicht gegen den Nächsten. Daß die ganze Eintheilung am Ende darauf hinausläuft, und daß es auch ein ganz unmoralischer Unterschied ist, leuchtet ein. Es entsteht daraus die Ansicht, als ob es zwey ganz verschiedene, im Streite liegenden Stimmungen gäbe, die entweder sorgfältig auseinander gehalten, oder durch eine kleinliche Arithmetik verglichen werden müssen. Es entstehen daraus die Fantome von Hingebung, Aufopferung, Großmuth, und was alles für moralisches Unheil. Ueberhaupt ist die gesammte Moral aller Systeme eher jedes andere, nur nicht moralisch. A. W. Schlegel.

§. 444.

Es giebt eine Menge kleiner moralischer Falschheiten, die man übt, ohne zu glauben, daß es schädlich sey; so wie man etwa aus ähnlicher Gleichgültigkeit gegen seine Gesundheit Taback raucht.

Lichtenberg.

§. 445.

Eine einzige gute Handlung enthüllt uns die heilige Gestalt der Tugend mehr als zehn Systeme und Disputationen darüber, und der beste Mensch hat die beste und richtigste Vorstellung von der Tugend. Was Seelengröße, hoher Geist, Verachtung des Irrdischen ist, wird keiner fassen, indem sie nicht schon keimen und blühen, und dem nicht schon bei ihrem Nahmen das Auge und die Brust weiter wird. Es sind unglückliche Menschen, die den Pythagoras und Plato und Apollonius für schwärmerische Narren halten, und etwas größeres auf der Erde kennen, als von ihr losgehoben, mit den Wurzeln außer ihrem Schmutze zu seyn, und sie diesseits des Grabes zu verschmähen: denn jene Menschen sind hülflose Menschen.

Jean Paul.

§. 446.

Alle Tugend aus Vorsatz taugt nicht viel; Gefühl oder Gewohnheit ist das Ding.

Lichtenberg.

§. 447.

Tugenden, die nie das Glück gehabt haben, in Versuchung zu kommen, sind, wie die Scheidemünze, von sehr verdächtigem Schrot und Korn, ob sie gleich gemeiniglich den Vorzug haben, in Kurs zu bleiben.

Hippel.

§. 448.

Tugend kann nicht der Glückseligkeit würdig machen, sondern nur würdiger, weil schon die Existenz bey uns, wie bey den nicht moralischen Thieren, ein Recht an die Freude giebt — weil Tugend und Freude inkommensurable Grösse sind, und man nicht weiß, wird ein seliges Jahrhundert durch ein tugendhaftes Jahrzehend, oder dieses durch jenes verdient — weil die Jahre der Freude vor den Jahren der Tugend laufen, so daß der Tugendhafte statt der Zukunft erst die Vergangenheit, statt des Himmels erst die Erde zu verdienen hätte.

Jean Paul.

§. 449.

Mache dich (durch Stoicismus, oder womit du kannst) nur ruhig, dann hast du wenig Mühe, dich auch tugendhaft zu machen.

Jean Paul.

§. 450.

Warte niemals auf ausserordentliche Lagen zum Gutseyn, denn die alltäglichste ist die verdienstlichste dazu, und versprich dir nie von deiner Tugend die Entzückungen, die die Bewunderung der fremden gewährt, sondern schmerzliches Aufopfern — und wie reissende Thiere leichter übermannt werden, als Insektenschwärme, so ist der Sieg — nicht über die seltenen und großen, sondern — über die kleinen und täglichen Versuchungen besser und schwerer.

Jean Paul.

§. 451.

Der Mensch hat zum Guten im Leben so wenig Zeit, als ein Perlenfischer zum Perlen-Aufgreifen, etwa zwey Minuten.

Jean Paul.

§. 452.

Die Tugend der meisten Menschen ist nur ein

Extrablatt und Gelegenheits-Gedicht in ihrem Alltagsleben; allein zwey, drey Genien sind doch vorhanden, in deren epischem Leben die Tugend die Heldin, und alles übrige Nebenparthie und Episode ist; und deren Kulmination vom Volke mehr angestaunt als bewundert werden kann.

Jean Paul.

§. 453.

Die Menschen machen es mit der Tugend, wie die Britten mit dem Gelde, kleine Ausgaben thun beyde in der That mit beyden ab, große aber in Papier, das sie repräsentirt. — Unsern schreib- und druckpapiernen Adel der Seele in Romanen, Schauspielen und Moralen fechte niemand an, wenn er nicht verrathen will, daß er ihn mit dem angebornen Erbadel des Innern verwechsele.

Jean Paul.

§. 454.

Unsere jetzigen Dichter und Philosophen loben und beleidigen die Tugend auf Einem Blatte. Ueberhaupt achten Dichter und Philosophen und deren Leser die Tugend, wie die Mexikaner ihr unsägliches Gold, so hoch, daß sie jene, wie die Amerikaner dieses, bloß zur Ausschmückung ihrer

Tempel verbrauchen, und aus Ehrfurcht nicht als Kurrentgeld im Handel und Wandel kursiren lassen.

Jean Paul.

§. 455.

Viele Menschen setzen die Tugend mehr im Bereuen der Fehler, als im Vermeiden derselben.

Lichtenberg.

§. 456.

Der Mensch, besonders der rosenwangige, hält betrogen, so leicht Bereuen für Bessern, Entschlüsse für Thaten, Blüthen für Früchte; wie am nakten Zweige des Feigenbaums scheinbare Früchte sprießen, die nur die fleischigen Hüllen der Blüthen sind.

Jean Paul.

§. 457.

Wie nur die fallenden Menschen, aber nicht die fallenden Engel einen Erlöser bekamen; so wird der Fehltritt eines Heiligen härter gestraft, als der Fall eines Sünders, und ein einziger Fehler trägt in das Leben einer edeln Natur eine fortfressende Pest, indessen die unedle in der Schlangenhöhle ihres Lebens unter den giftigen Thaten, die sich um sie winden, ungestochen wohnt,

und wie Mithridates, von Gift genährt, an keinem stirbt.

Jean Paul.

§. 458.

Im Brenn- und Vergrößerungsspiegel des Erfolgs zeigt nur das Schicksal das leichte, spielende Gewürme in unserm Innern als erwachsene und bewaffnete Erynnien und Schlangen. Wie viele Sünden gehen, wie nächtliche Räuber, ungesehen und mit sanften Minen durch uns, weil sie, wie ihre Schwestern in Träumen sich nicht aus dem Kreise der Brust verlaufen und nichts anzufallen und zu würgen bekommen? — Die schöne Seele entdeckt leicht im Zufall eine Schuld; nur jene harten Himmels- und Erdstürmer, von deren Siegeswagen vorher eine Wagenburg voll Wunden und Leichen auffährt, nämlich die Väter des Kriegs — welches in der ganzen Geschichte öfter die Minister waren als die Fürsten — nur diese können ruhig alle Vulkane der Erde anzünden, und alle Lavaströme kommen lassen, bloß um Aussichten zu haben. Sie düngen elysische Felder zum Schlachtfeld, um darin einen Rosenstock für die Geliebte röther zu ziehen.

Jean Paul.

§. 459.

Wenn es auch edel ist, sich seiner Fehler
Erinnern, sie erkennen, und sich selbst
Verbessern; o so kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig seyn, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Goethe.

§. 460.

Verzage nicht, wenn du einmal fehlest, und deine ganze Reue sey eine schönere That.

Jean Paul.

§. 461.

Das Höchste, wozu sich ein schwacher Kopf von Erfahrung erheben kann, ist die Fertigkeit, die Schwächen besserer Menschen auszufinden.

Lichtenberg.

§. 462.

Man kann die Fehler eines großen Mannes tadeln, aber man muß den Mann deswegen tadeln.

Lichtenberg.

§. 463.

Die Schwachheiten großer Leute bekannt zu machen, ist eine Art von Pflicht; man richtet das

mit Tausende auf, ohne jenen zu schaden. Der Brief von d'Alambert über Rousseau im Mercure de France Sept. 1779 verdiente bekannter zu seyn.

Lichtenberg.

§. 464.

Einer der größten und zugleich der gemeinsten Fehler der Menschen ist, daß sie glauben, andre Menschen kennten ihre Schwäche nicht, weil sie nichts davon plaudern hören, oder nichts davon gedruckt lesen. Ich glaube aber, daß die meisten Menschen besser von andern gekannt werden, als sie sich selbst kennen. Ich weiß, daß berühmte Schriftsteller, die aber im Grunde seichte Köpfe waren, (was sich in Deutschland leicht beysammen findet) bey allem ihrem Eigendünkel von den besten Köpfen, die ich befragen konnte, für seichte Köpfe gehalten worden sind.

Lichtenberg.

§. 465.

Man glaubt seine Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß man sie sogleich hinterher bereut; warum setzt man denn nicht voraus, daß der andere seine auch bereue, und daß er sie auch damit entsündige?

Jean Paul.

§. 466.

Man hasset am andern nichts so sehr als einen neuen Fehler, den er erst nach Jahren zeigt.

Jean Paul.

§. 467.

Der Mensch schiebt oft darum lieber die Schuld auf sich als auf andere, weil es ihm leichter ist, sich zu vergeben, als andern.

Jean Paul.

§. 468.

Eben die ganz leichtsinnigen, und der Besserung unfähigen Menschen, klagen sich oft am lebhaftesten an, bekennen und bereuen ihre Fehler mit großer Freymüthigkeit; ob sie gleich nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermächtige Natur sie hinreißt.

Goethe.

§. 469.

Bey einem Verbrechen ist das, was die Welt das Verbrechen nennt, selten das, was die Strafe verdient, sondern da liegt es, wo unter der langen Reihe von Handlungen, womit es sich gleichsam als mit Wurzeln in unser Leben hinein erstreckt, diejenige ist, die am meisten von unserm Willen abhieng, und die wir am leichtesten nicht hätten thun können.

Lichtenberg.

Handeln.

§. 470.

Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das Wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgültige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

Goethe.

§. 471.

Keine Entschlüsse sind groß, als die, die man mehr als einmal auszuführen hat. Daher ist Unterlassen schwerer als Unternehmen: denn je-

nes muß länger fortgesetzt werden, und dieses ist noch mit dem Gefühle einer doppelten Kraft-Aeusserung verbunden, einer psychologischen und moralischen.

Jean Paul.

§. 472.

Ist es nicht seltsam, daß der Mensch eine so eigene Oekonomie und einen so lächerlichen Stolz besitzt, daß es ihm unmöglich ist, zu denken, er könne etwas ohne Zweck und Absicht thun? Der edlere Mensch kann nichts für sich thun, es wird ihm alles nur etwas in Beziehung auf andere; und selbst bey jedem kleinen Aufsatz liegt im Hintergrunde der Gedanke an einen etwaigen Leser, und wenn wir es selbst so weit bis nach unserm Tode hinausschieben sollten. Es ist eine so kindische, liebenswürdige Eitelkeit, zu glauben, daß, wenn selbst die Hand, die diese Worte schrieb, in Staub zerfallen ist, daß sie dann noch belehren und nutzen.

* * *

§. 473.

Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten.

Goethe.

§. 474.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsere Theilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; alles was geendigt, was abgethan da liegt, kann unsere Aufmerksamkeit keineswegs fesseln, besonders wenn wir schon frühe der Unternehmung einen üblen Ausgang prophezeyet haben.

Goethe.

§. 475.

Die Menschen verrathen ihre Absichten nie leichter, als wenn sie sie verfehlen.

Jean Paul.

§. 476.

Geht es doch unsern Vorsätzen wie unsern Wünschen. Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben.

Goethe.

§. 477.

Aengstlich zu sinnen, was man hätte thun können, ist das übelste, was man thun kann.

Lichtenberg.

§. 478.

Die Fertigkeit zu einem gegebenen Zweck die Mittel zu finden, welche ihn, ohne Rücksicht auf was anders zu nehmen, am vollkommensten erreichen; und die, sie so zu wählen, daß nicht außer ihrer Beziehung auf den gegebenen Zweck noch etwas anders daraus erfolge, was entweder einen andern von unsern Zwecken hintertreibt, oder irgend einen andern Gegenstand für die Zukunft von unsern Bestrebungen ausschließt, sind sehr unterschiedene Talente, obgleich die Sprache für beyde nur das Wort „Klugheit" darbietet. Man sollte es nicht an jeden verschwenden, der sich nur in den gemeinsten Fällen des Schicklichen zu bemächtigen weiß, oder der sich durch kleinliche Selbstbeobachtung eine gewisse Menschenkenntniß erworben hat, die weder etwas schweres noch etwas rühmliches ist. Man denkt sich unter Klugheit doch etwas bedeutendes und wichtiges, und das Talent, aus einer Musterkarte von Mitteln

die zweckmäßigsten auszuwählen: ist etwas so geringfügiges, daß auch der gemeinste Verstand dazu hinreicht, und daß kaum etwas anders als leidenschaftliche Verblendung jemanden darin kann fehlgehen lassen. Sich für so ein Objekt mit einem so imposanten Wort in Unkosten zu stecken, lohnt wahrlich der Mühe nicht! Auch rechtfertigt es der Sprachgebrauch nicht. Man schreibt der Natur oder dem höchsten Wesen nie Klugheit zu, ungeachtet man in allen ihren Veranstaltungen dies Talent in einem hohen Grade preißt. Es wäre daher besser, dieses Wort für die zweyte Eigenschaft allein aufzubewahren. Bey dem Streben nach einem Zweck zugleich auf alle wirklichen und möglichen Zwecke hinzusehen, und die natürlichen Wirkungen, die eine jede Handlung nebenher haben kann, berechnen, das ist in der That etwas Großes, und was man nur von wenigen wird rühmen können. Daß man im gemeinen Sprachgebrauch wirklich so etwas unter Klugheit versteht, geht aus dem Gefühl hervor, welches erregt wird, wenn man jemanden mit einem gewissen Akzent als klug preißt. Das erste ist, daß er uns imponirt; und das zweyte, daß wir uns nach Wohlwollen und Ironie bey dem gerühmten

Manne umsehen, und daß er uns verhaßt wird, wenn wir nicht beydes bey ihm antreffen. Das letzte dürfte eben so allgemein seyn, als das erste, und gewiß ist es auch, sobald man Klugheit in dieser Bedeutung nimmt, eben so natürlich. Wir hoffen nemlich von jedem Menschen, daß wir ihn mehr oder weniger zu unsern Absichten werden gebrauchen können, und zugleich wünschen wir, daß er durch das freye Naturspiel seines Gemüths und durch absichtslose, unverwahrte Aeusserungen ein Gegenstand des Wohlwollens, und nach Gelegenheit auch ein Gegenstand für den Scherz oder den arglosen Spott werden möge. Bey andern Menschen sind wir ziemlich sicher, beydes auch allenfalls wider ihren Willen zu erlangen. Der ausgezeichnet Kluge aber, der seine Handlungen so abmißt, daß nichts dabey herauskommen kann, als was er selbst beabsichtigt, macht uns für beydes bloß von seinem guten Willen abhängig; und wenn er nicht Wohlwollen besitzt, um mit Bewußtseyn und Freyheit in die Absichten anderer hineinzugehen, oder wenn es ihm an Ironie fehlt, die ihn dahin bringen könnte, absichtlich sich aus seiner Klugheit herauszusetzen, und sich mit Entsagung auf dieselbe als ein Naturwesen

der Gesellschaft zum beliebigen Gebrauch hinzugeben; so ists natürlich, daß wir die Stelle, die er in unserm Kreise einnimmt, von einem andern besetzt wünschen. —

Schlegel.

§. 479.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie sehr sie nöthig sey;
Doch schöner ists, wenn uns die Seele sagt,
Wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen.

Göthe.

§. 480.

Muth, das bin ich vollkommen überzeugt, ist nicht Stärke der Seele, sondern Bekanntschaft mit dem Gegenstande.

v. Hippel.

§. 481.

Es sieht thrasonisch (prahlerisch) aus, viel über den Muth zu sprechen. Der Muth hat keine Theorie; er fängt mit der Praxis an und hört mit der Theorie auf.

v. Hippel.

§. 482.

Es giebt Leute, die so wenig Herz haben, etwas zu behaupten, daß sie sich nicht getrauen zu sagen, es wehe ein kalter Wind, so sehr sie ihn auch fühlen, wenn sie nicht gehört haben, daß andre Leute gesagt haben.

Lichtenberg.

§. 483.

Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit
Wurzelnd, allmählig dazu, unüberwindlich ist sie.

Goethe.

§. 484.

Weil die Menschen sehr geneigt zum Aufschieben und zur Langsamkeit sind; und gemeiniglich das, was am fünf Uhr Morgens geschehen sollte, erst um sechs Uhr geschieht, so kann man sicher darauf rechnen, daß man die Oberhand in einer Sache behält, wenn man alles ohne den geringsten Verzug unternimmt.

Lichtenberg.

§. 485.

Es giebt Leute, die zu keinem Entschluß kommen können, sie müssen sich denn vorher erst über

die Sache beschlafen haben. Das ist ganz gut, nur kann es Fälle geben, wo man riskirt sammt der Bettlade gefangen zu werden.

Lichtenberg.

§. 486.

Es ist wahr, alle Menschen schieben auf, und bereuen den Aufschub. Ich glaube aber, auch der Thätigste findet so viel zu bereuen, als der Faulste; denn wer mehr thut, sieht auch mehr und deutlicher, was hätte gethan werden können.

Lichtenberg.

Gesellschaft. Einsamkeit.

§. 487.

Die Gesellschaft ist die Quelle alles Glück's und alles Unglück's, das je dem menschlichen Geschlechte zufiel; und noch ist nicht erschienen, was die Menschen durch sie werden können und durch sie — seyn werden.

v. Hippel.

§. 488.

Die Gesellschaft ist ein unentbehrliches Mittel zur Bildung, sie erhält den Geist biegsam und den Witz leicht; — wenn sie nur nicht so gar selten wäre, daß man kaum auf sie rechnen darf. Wollen wir nur das Gesellschaft nennen, wenn mehrere Menschen beysammen sind, so weiß ich kaum, wo wir sie finden werden. Denn gewiß ist das gewöhnliche Beysammenseyn ein wahres Alleinseyn, und alles andere pflegen die Menschen eher zu seyn, nur keine Menschen.

Schlegel.

§. 489.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein
Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen:
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Göthe.

§. 490.

Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höhern Sinne nothwendig, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen mit einander manchen heiligen Keim ersticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuter Gesellschaften und die Verhandlung kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen.

Novalis.

§. 491.

Oefters allein zu seyn und über sich selbst nachzudenken und seine Welt aus sich zu machen,

kann uns groſses Vergnügen gewähren, aber wir arbeiten auf dieſe Art unvermerkt an einer Philoſophie, nach welcher der Selbſtmord billig und erlaubt iſt. Es iſt daher gut, ſich durch einen Freund oder eine Freundinn wieder an die Welt anzuzacken, um nicht ganz von ihr abzufallen.

Lichtenberg.

§. 492.

Gewiß weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, ſo liegt das Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch die Natur gedrungen, ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles auſſer uns herrlicher erſcheint, jeder andere vollkommener iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt, ſcheint uns oft ein andrer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt

der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unsrer selbst.

Dagegen, wenn wir mit aller unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit allem unserm Schlendrian und Laviren es weiter bringen, als andre mit ihren Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Goethe.

§. 493.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freunden und der Welt,
Wenn er die heiße Angst in Trauer kühlet,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt.
Dem sind die Schmerzen Freunde und die Thränen,
Und er genießt sich selbst im stillen Sehnen.

Doch wenn das Herz entfremdet fühlt die Lieben,
Durch Mißverständniß von ihm abgewandt,
Dann muß der Mensch sich inniglich betrüben,
Dann wandert er aus seinem Vaterland,
Und keine Stätt' ist ihm, kein Heil geblieben;

Er ist von Tempel, Weib und Kind verbannt,
Wohin er schau't ist ihm die Welt getrennt,
Und feindlich ist ihm selbst das Element.

Dann fühlt das Herz den Todesdruck der Schwere,
Um sich die ausgestorbene Natur.
Er steht allein, und eine wüste Leere.
Zieht sich durch Thal und Wald und grüne Flur.
Die Freunde waren, steh'n im Feindesheere,
Der wilde Haß verfolget seine Spur,
Die innre Liebe strebt empor zu flammen,
Doch drückt die schwarze Nacht das Licht zusammen.

Tieck.

§. 494.

Menschen und Winterrettige muß man weit säen, damit sie groß werden; engstehende Menschen und Bäume haben zwar einen schlankern Stangenschuß, aber keine Wetterfestigkeit, keine so reiche Krone und Aestung, wie freystehende.

Jean Paul.

§. 495.

Je kräftiger und geistreicher und größer zwey Menschen sind, desto weniger vertragen sie sich unter einem Deckenstücke, wie große Insekten,

die von Früchten leben, ungesellig sind (z. B. in jeder Haselnuß sitzt nur Ein Käfer) indeß die kleinen, die nur von Blättern zehren, z. B. die Blattläuse, nesterweise beysammen kleben.

Jean Paul.

§. 496.

Freunde, Liebende und Eheleute sollten alles gemein haben, nur nicht die — Stube; die groben Forderungen und die kleinlichen Zufälle der körperlichen Gegenwart sammeln sich als Lampenrauch um die reine, weise Flamme der Liebe. Wie das Echo immer vielsylbiger wird, je weiter unser Ruf absteht, so muß die Seele, aus der wir ein schöneres begehren, nicht zu nahe an unserer seyn; daher nimmt mit der Ferne der Leiber die Nähe der Seelen zu.

Jean Paul.

§. 497.

Nicht der Stand entscheidet über Gaben,
Aber über Sittlichkeit der Umgang;
Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
Mischen, und er ist fortan untrinkbar.

Herder.

§. 498.

Was gute Gesellschaft genannt wird, ist meistens nur eine Mosaik von geschliffenen Carikaturen.

Schlegel.

§. 499.

Die Lange Weile gleicht auch in ihrer Entstehungsart der Stickluft, wie in den Wirkungen. Beyde entwickeln sich gern, wo eine Menge Menschen im geschlossenen Raume beysammen ist.

Schlegel.

§. 500.

In allen Visiten-Untiefen, wo man schon halb im Sitzen oder Sinken ist, giebt es keine herrlichere Schiffs-Pumpe, als eine Historie, die man zu erzählen hat. Man gebe mir Verlegenheit und den größten Zirkel, und nur ein Unglück, nämlich die Anekdote davon, die noch keiner weiß als ich, so will ich mich schon retten.

Jean Paul.

§. 501.

Wenn zwey Menschen im schnellen Umwenden mit den Köpfen zusammenstoßen; so entschuldigt sich jeder voll Angst und denkt, nur der andere

habe den Schmerz und er selber die Schuld. Wollte Gott, wir kehrten's bey moralischen Stößen nicht um!

Jean Paul.

§. 502.

Mißverständnisse und Trägheit machen vielleicht mehr Irrungen in der Welt, als List und Bosheit. Wenigstens sind die beyden letztern gewiß seltener.

Goethe.

Die Welt. Die Großen.

§. 503.

Die Welt kennen, heißt wissen, daß man nicht viel auf derselben bedeute, glauben daß kein philosophischer Traum darin realisirt werden kann, und hoffen, daß sie nie anders werden wird, höchstens etwas dünner. Schlegel.

§. 504.

Nie lernt man die Welt aus Büchern kennen; das hat man schon oft gesagt, ohne die Ursache davon anzugeben; hier ist sie: Diese Kenntniß ist das Resultat von tausend feinen Bemerkungen, welche die Eigenliebe Niemanden, selbst nicht dem besten Freunde, am wenigsten dem Drucke anvertrauen mag. Man scheuet sich, als ein Mensch aufzutreten, der sich mit Kleinigkeiten beschäftigt,

ob wohl diese Kleinigkeiten auf die grösten Ereignisse einen wichtigen Einfluß haben.

Champfort.

§. 505.

Ich kann überhaupt nicht begreifen, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Gesichten zu uns spreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrthümern Namen zu geben.

Göthe.

§. 506.

Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er sich in einer grösern Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um andrer Willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäsigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er sich erst selbst

kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern.

Goethe.

§. 507.

Man nützt und versteht nur solche Lebensregeln, von denen man die Erfahrungen, worauf sie ruhen, so durchgemacht, daß man die Regeln selber hätte geben können.

Jean Paul.

§. 508.

So bald du dir vertraust, so bald weißt du zu leben.

Goethe.

§. 509.

Das wichtigste Stück der guten Lebensart ist die Dreistigkeit, sie denen absichtlich anzudichten, von denen man weiß, daß sie sie nicht haben: das schwerste ist unter der Hülle der allgemeinen guten Sitten die eigenthümliche Gemeinheit zu ahnden und zu errathen.

Schlegel.

§. 510.

Menschen von feinem Gefühle bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine

Bedürfnisse des andern; durch ein Errathen seiner leisesten Wünsche; durch eine stete Aufopferung ihrer eignen; durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflechte sich fester und sanfter um unser Herz herumlegt, als das schneidende Haarseil einer großen Wohlthat.

Jean Paul.

§. 511.

Feinheit in Denkungsart ist Anlage — Feinheit des Ausdrucks ist eine Frucht, wozu nicht gerade Hofgärtner nöthig sind; — aber Feinheit des äussern Anstandes ist nirgends zu hohlen, als gerade da, wo sie alles gilt, in der großen Welt voll Mikrokosmus.

Jean Paul.

§. 512.

Meide die große Welt möglichst, ihre Hopstänze sind aus F mol gesetzt. Das Schicksal nimmt oft das dicke Süßpolz, an welchem die Leute kauen, als einen guten Prügel vor und prügelt sie sehr.

Jean Paul.

§. 513.

Der Mittelmann glaubt, die Obmänner stehen darum auf den höheren Sprossen der Staats-

leiter, um besser die Nachsteiger zu überschauen; indeß er selber das Auge weniger auf den Kopf seines Nachsteigers als auf den Hintern seines Vorsteigers heftet, und so alle auf und ab.

Jean Paul.

§. 514.

Die Großen werden entweder repräsentirt, oder repräsentiren selber, aber sie sind nie etwas; fremde müssen für sie essen, schreiben, genießen, lieben, siegen, und sie selber thun's wieder für andere.

Jean Paul.

§. 515.

Wol selzam Ding thut ein'r erfarn
Doch teglich schier in diesen jarn
Des gmeinen Manns ich schweigen wil
Bey großen Herren sieht man erst vil,
Die großen Gwalt hab'n in dem Reich
Als Fürsten, Herren und dergleich
Sie wöllens wol nicht gerne han,
Daß man vil sagn thu davon,
Abr soll ich hie die warheit sagn
Habs nicht geseh'n bey all mein tagn
Auch nicht gehört mein Lebelang
Das Lüg'n und Trüg'n so gar im schwang
Gegangen wer bey hohen Leuten,
Als jetzt geschieht in unsern Zeiten.

J. Chrysеus.

Die beyden Geschlechter.

§. 516.

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand.

Novalis.

§. 517.

Weiber sind wahre Solonzismen der Natur, deren peccata splendida und Patavinität, oder geborne Kolumbinen und schlafende Monaden.

Jean Paul.

§. 518.

Ausgezeichnete Frauen verrathen ihr Geschlecht am meisten im feindlichen Zusammenstoßen mit ausgezeichneten.

Jean Paul.

§. 519.

Ausgezeichnete Weiber loben sich geradezu und weit mehr selber als ausgezeichnete Männer.

Jean Paul.

§. 520.

Wenn die Weiber von Weibern reden, so zeichnen sie besonders an der Schönheit den Verstand, und am Verstande die Schönheit aus; am Pfauen die Stimme, das Gefieder an der Nachtigall.

Jean Paul.

§. 521.

Gute Frauen muß man glauben, um sie da zu sehen, wo sie sind; so wie die Tugend üben, um sie zu kennen, nicht umgekehrt.

Jean Paul.

§. 522.

Es giebt Weiber, die man erst lieben muß um sie zu kennen, was sich sonst umkehrt.

Jean Paul.

§. 523.

Wüstlinge rühmen sich stolz, und mit Recht, sie kennen die Weiber;
Zarte Gemüther allein kennen und ehren das Weib.

R.

§. 524.

Sey es eine Einrichtung der Natur, oder eine Künsteley der Menschen; genug, es ist nun einmal so: das Weib ist ein häusliches Wesen. Aber nicht die Bestimmung der Frauen, sondern ihre Natur und Lage ist häuslich. — Wir sehen es ja täglich, wie selten ein weibliches Wesen es wagt, auch nur den Kopf aus dem großen Weltmeere der Vorurtheile und der Gemeinheit in die Höhe zu heben. Geschieht es ja, so ist es nur meistens, während sie stärker und eigner lieben, als die Mode es gut heißt oder die häusliche Moral. War der Gegenstand schlechter als sein Eindruck, so resigniren sie gleich wieder nach dem Verluste des Glückes und der Tugend, und taugen unter in das alte Element.

Schlegel.

§. 525.

Wüßet denn ihr armen Weiber! in euerm vernähten, verkochten und verwaschenen Leben, daß ihr eine Seele hättet, wenn ihr euch nicht damit verliebtet? Ach! in euern langen Thränenjahren bringt ihr euer Haupt nie empor, als am sonnenhellen, kurzen Tage der Liebe, und

nach ihm sinkt euer beraubtes Herz wieder hinab in die kühle Tiefe: so liegen die Wasserpflanzen das ganze Jahr ersäuft im Wasser, bloß zur Zeit ihrer Blüthe und Liebe sitzen ihre heraufgestiegenen Blätter auf dem Wasser und sonnen sich herrlich und — — fallen dann wieder hinab.

Jean Paul.

§. 526.

Die Lebensart der Frauen hat die Neigung, sie immer enger und enger zu beschränken, und ihren Geist noch vor seinem seligen Ende in den mütterlichen Schooß der Erde zu begraben. Vornehm oder bürgerlich macht hier keinen Unterschied. Das Leben nach der Mode ist noch lebensarmer und tritt den Geist noch mehr ab als jenes häusliche Treiben selbst, ein bunter, dürrer Sand, noch schlechter als jene dunkle Erde.

Schlegel.

§. 527.

Jede Frau ist feiner als ihr Stand. Sie gewinnt mehr durch die Cultur als der Mann. Die weiblichen Engel (aber auch die weiblichen Teufel) halten sich nur in den höchsten, feinsten Menschen-Schubfächern auf; es sind Schmetterlinge,

an denen der Sammt-Fittig zwischen zwey rohen Mannsfingern zum nackten häutigen Lappen wird — es sind Tulpen, deren Farbenblätter ein einziger Griff des Schicksals zu einem schmutzigen Leder ausdrückt.

Jean Paul.

§. 528.

Die schöne weibliche Blüthe sucht, wie die Biene, nichts als Blüthe und Blume; aber die rohe sucht, wie die Wespe, nur Früchte.

Jean Paul.

§. 529.

Die Weiber gleichen den Augen, die so zart, rein und empfindlich für Stäubchen sind, und denen doch Mettelsaffran, Cayennepfeffer, Vitriolspiritus und andre angreifende Aetzmittel als Heilung dienen.

Jean Paul.

§. 530.

Die weiblichen Seelen sind Pfauen, deren Juwelengefieder man in reinlichen, geweißten Wohnungen unterbringen muß, indeß unsere in Entenställen sauber bleiben.

Jean Paul.

§. 531.

Die Weiber sind, wenn sie gut sind, es im höchsten Grade, sie und das englische Zinn haben dann einerley Stempel, die Figur eines Engels.

Jean Paul.

§. 532.

Nur die feinste Männerseele sondert in der weiblichen die zusammenlaufenden Gränzen der Selbsttäuschung und der willkührlichen Täuschung ab, der Schwäche und des Trugs, des Zufalls und des Entschlusses. Jean Paul.

§. 533.

Weibliche Freundschaft ist zwar seltener als männliche, aber dann auch zärter: unsere gränzt nicht so nahe an Liebe — da wir einander nur im Wiederschein der Thaten lieben — als die weibliche, da die Freundin von der Freundin (wie vom Liebhaber) weniger die Beweise als die Aeusserungen der Liebe begehrt, und die Liebe fast nur fodert, um eine zu fühlen und zu erwiedern.

Jean Paul.

§. 534.

Ueberhaupt sind sie so weich, so mild, so theilnehmend, so fein, so liebevoll und liebesehnsüchtig, daß es mir gar nicht in den Kopf will, warum sie — einander selbst nicht recht leiden können — wenns nicht etwa darum ist, weil sie gegen einander zu höflich sind, um sich förmlich auszusöhnen, oder förmlich zu entzweyen. Ihr Lieben! ihr liebt zuweilen einen Menschen weil er einen Freund hat, und einer ist — o, wie gut würde euch erst eine Freundin kleiden.

Jean Paul.

§. 535.

Den Weibern ist überall alles leichter zu verdecken, sogar der Haß, als sein Gegentheil.

Jean Paul.

§. 536.

Wie das System der Prädestination einige Menschen zur Hölle verdammt, sie mögen nachher den Himmel verdienen oder nicht; so nimmt eine Frau den Haß, zu welchem sie jemand einmal verdammte, nicht wieder zurück, es mögen Land und Stadt, Gott, die Jahre und der Person Tugenden dagegen sagen was sie wollen.

Jean Paul.

§. 537.

Ein Weib hofft so lange, als ein zweytes nicht mit hofft.

Jean Paul.

§. 538.

Weiber und Müller halten versteckte Windlöcher, damit Mehl für sie verstäube, wenn der andere mahlt.

Jean Paul.

§. 539.

Manches weibliche Herz ist kein Magnet, sondern ein magnetisches Magazin von Knichht, das aus 240 künstlichen Magneten besteht, und entsetzlich zieht und trägt.

Jean Paul.

§. 540.

Ein weibliches Herz gleicht oft dem Marmor; der geschickte Steinmetz thut tausend Schläge, ohne daß der parische Block auch nur in die Linie eines Sprunges reiße; aber auf einmal bricht er auseinander, eben in der Form, die der geschickte Steinmetz so lange hämmernd verfolgte.

Jean Paul.

§. 541.

Die Weiber gleichen dem Pater Lodoli, der

(nach Lamberts Tagebuch) nichts so mied, als das Wörtchen Ja; wenigstens sagen sie es erst nach dem Nein.

Jean Paul.

§. 542.

Die Weiber stimmen gewöhnlich, wie Harfenisten, mit geringen Fußtritten die ganzen Töne der Wahrheit unter dem Spielen zu Halben um.

Jean Paul.

§. 543.

In weiblichen Seelen wird Scheinen leicht Wahrheit, nicht nur das trübe, auch das frohe.

Jean Paul.

§. 544.

Eine Frau spielt auf der Bühne besser in einer Rolle, wo sie sich zu weinen stellt, als wo sie zu weinen hat.

Jean Paul.

§. 545.

Die Weiber haben größere Schmerzen, als die, worüber sie weinen.

Jean Paul.

§. 546.

Ueber nichts machen wir wohl größere Fehlschlüsse und Fehltritte, als über die weibliche Heiterkeit. Ach wie viele dieser holden Gestalten giebt es nicht, die ungekannt verarmen, scherzend verzagen, und schäkernd verbluten; die mit dem frohen, hellen Auge in einen Winkel, wie hinter einen Fächer eilen, um in Thränen, die es pressen, recht freudig auszubrechen, und die den verlachten Tag mit einer verweinten Nacht bezahlen, wie gerade ein ungewöhnlich durchsichtige, helle, nebellose Luft Regenwetter ansagt.

Jean Paul.

§. 547.

Weiber von Stande nehmen, wie die Baumwolle, alle Farben lieber an, als die rothe; das wenige Rothwildpret darunter muß suchen eine mit dem Blute der Schamröthe leicht unterlaufende Wange durch die Röthelzeichnung der Schminke zu bedecken, wie Blumenstücke die Risse des Porzellans verhehlen.

Jean Paul.

§. 548.

Was die Weiber betrifft, die wie der Gott

Anubis halb zu den obern und halb zu den untern Göttern gehören; so muß ihnen auch so geopfert werden, wie diesem, nämlich doppelt, auf einmal, wie jenem weise und schwarze Hunde; der Mann, der an ihren Altar tritt, muß ein Herz darauf ausbreiten, worin nach einer richtigen Vermischungsrechnung Ruchlosigkeit und Sentimentalität in beyde Kammern geschickt vertheilt sind.

Jean Paul.

§. 549.

Die Mädchen haben drey Karaktere, wie sie drey Arten von Kleidung haben. Der erste ist der Putzkarakter; das ist derjenige, mit dem sie in Gesellschaft auftreten. Wenn sie diesen spielen, so tragen sie auch immer Putzkleidung dazu, welche aus seidenen und modischen Kleidern, Blumen, Federn u. d. gl. besteht; in diesem Karakter ist die Geistes-Physiognomie aller Mädchen sich ziemlich gleich. Sie medisiren, kokettiren, schnattern französisch u. s. w. woraus klärlich erhellt, daß ein Mann, der seiner Freyheit überdrüssig ist, diese in unsern Gesellschaften nur an ein schönes Gesicht, nicht an eine schöne Seele verlieren kann.

Der zweyte Karakter ist der der Liebenswürdigkeit, und das Kleid, welches dazu paßt, ist das Negligee. In diesem Karakter wird gespielt, wenn ein junger Mann schon Zutritt im Hause hat, und plötzlich, aber nicht unvermuthet, des Morgens die Schöne überrascht. Da sitzt sie denn in einem knappen, weisen, reinlichen Jäckchen und plaudert, und alle Liebenswürdigkeiten dieses sanften Geschlechts werden dem entzückten jungen Mann unter die Augen gerückt, bis das Herzchen und die Freiheit fort ist und er darauf schwört, daß die schöne Seele des Mädchens ihn gefesselt habe.

Den dritten Karakter und das dritte Kleid bekommen nur die zu sehen, welche auf irgend eine Art das Vergnügen haben, mit diesen Geschöpfen in näherer Verbindung zu stehen. Als z. B. Kammermädchen, Gesinde, der Ehemann (denn als Braut spielt das Mädchen noch im zweyten Karakter.) Es besteht aber dieser Karakter in einer gewissen Zanksucht, Rechthaberey, und besonders in einem bey jeder Gelegenheit ohne Absatz fortströmenden Wortflusse. Alle vernünftige Vorstellungen, diesem Strome entgegengestellt, sind Steine, welche sein Brausen

mehren und seinen Lauf nicht hemmen. Das Kleid, welches zu diesem Karakter paßt, heißt auch Negligee, aber so, wie der Teufel ein Engel heißt. Es ist eben so schwarz, als jenes weiß, eben so widrig, als jenes reizend ist. Der Verfasser, welcher sehr neugierig ist, hat sich bisweilen in dieses Heiligthum eingeschlichen, und ist über den sonderbaren Anblick erstaunt, welchen eine Dame, die er Tages vorher im ersten Karakter bewundert und zwey Stunden darauf im zweyten geliebt hatte, im dritten Morgens zwischen 8 und 9 Uhr darbot.

Ich weiß nicht, wer es gesagt hat; ich glaube Diderot, daß ein Vater, welcher an seinem Sohne eine zu heftige Neigung für das Theater bemerkt, ihn während des Spielens hinter die Koulissen führen soll, um den Zauber zu vernichten, der nur in der Entfernung und aus einem Punkte gesehen, reitzet. Ehestandslustige, welche ihre Schönen immer nur in dem Karakter, Nro. 1. und 2. erblicken, sollten, wie Clodius das Fest der bona dea belauschte, ihre Schöne bey Waschfesten, besonders wenn schlechtes Wetter ist, überfallen, um einen kleinen Vorschmack von dem Glücke des Ehestandes zu genießen.

Bambocciaden.

§. 550.

Ich habe oft das schöne leichte Nomadenleben der Mädchen in ihren arkadischen Lebensabschnitten bewundert mit Neid; leicht flattern diese Flugtauben in eine fremde Familie und nähen und lachen und besuchen da mit der Tochter des Hauses einen oder zwey Monate lang, und man hält das Kopulirreis für einen Familienzweig; — hingegen wir Stubentauben werden schwer versetzt und einheimisch und reiten meistens nach einigen Tagen wieder zurück. Da wir, als sprödere Materie schwer mit dem Familienguß verschmelzen, da wir unsere Arbeiten nicht so leicht — weil uns Wagen voll Arbeitsgeräthe nachfahren müssen — wie Mädchen ihre einweben in fremde, und da wir viel brauchen und — anstiften; so ist daraus unser Laufzettel sehr gut abgeleitet ohne unsern geringsten Nachtheil.

Jean Paul.

§. 551.

Die Mädchen halten die Lebens-Partie oder den Bal paré und deparé des Lebens für eine Freyredoute und gehen, wenn nicht in einer masque en chauve-souris oder in einer noble masque, doch mit einer auf dem Huthe oder an

dem Aermel herum, und schreiben einem oft kein wahres Wort — in die Hand.

Jean Paul.

§. 552.

Einem möcht' ich gefallen! so denkt das Mädchen,
den zweyten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der dritte gewiß, so wäre mir dieser der
Liebste.
Ach, daß der Unbestand immer das Lieblichste bleibt!

Goethe.

§. 553.

Die jungfräuliche Seele ist eine reife Rose, aus der sobald Ein Blatt gezogen ist, leicht alle gepaarte nachfallen. Jean Paul.

§. 554.

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffenste Bild der Zukunft.

Novalis.

§. 555.

In unsern Tagen der weiblichen Krachmandeln, der akademischen Kraftfrauen, der Hopstänze und Doublirmarschschritte im platten Schuh kommt der virgilianische Titel der jungfräulichen nicht oft vor. Nur zeh'n Jahre lang, (vom 14ten an gezählt) kann ich ihn einem Mädchen geben; später hin wird es manirirter. Dreyzehn und siebzeh'n Jahre zugleich ist gewöhnlich ein solches holdes Wesen alt.

Jean Paul.

§. 556.

Es giebt eine gewisse Jungfrauschaft der Seele bey Mädchen und eine moralische Entjungferung; diese findet bey vielen schon sehr frühzeitig statt.

Lichtenberg.

§. 557.

Zeuxis verschenkte zuletzt seine gemahlten Schönheiten, weil er sah, daß sie nicht zu bezahlen waren; die Lebendigen sollten eben so rechnen, und zuerst ihre erste verschenken, ihr Herz.

Jean Paul.

§. 558.

Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, so wäre das eine große Wohlthat für unser Geschlecht, selbst wenn auf dieses Verhältniß keine Ehe folgen sollte. Die Liebe zwischen beyden Personen nimmt dadurch nicht ab, aber sie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeussert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube besser als im schönsten Aufsatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Frisur gleichgültig, und es ist nichts natürlicher, als daß er auch solid denkt, und lieber sich eine Hausfrau, als der Welt eine Putzdocke zu bilden wünscht. Und so geht es durch alle Fächer durch.

Hat ein solches Mädchen dabey das Glück, daß ihr Bräutigam Verstand und Kenntnisse besitzt, so lernt sie mehr, als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, sondern sie sucht sich auch auf diesem Wege so immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles unmögliche möglich und endlich geht die dem weiblichen Geschlechte so nöthige und anständige Unterwerfung sogleich an;

der Bräutigam herrscht nicht, wie der Ehemann; er bittet nur, und seine Geliebte sucht ihm abzumerken, was er wünscht, um es noch eher zu vollbringen, als er bittet.

Goethe.

§. 559.

Wohl, wohl ist meistens für ein weibliches Herz eine Freundin zu unmännlich und ein Freund zu unweiblich.

Jean Paul.

§. 560.

Die Weiber und die spanischen Häußer haben viele Thüren und wenige Fenster, und es ist in ihr Herz leichter zu kommen als zu schauen. Vollends Mädchen! Ich meyne, da die Frauen sowohl physiognomisch als moralisch bestimmter, kecker entwickelt und gezeichnet sind; so will ich lieber zeh'n Mütter als zwey Töchter errathen und mithin abkopiren. Die körperlichen Portraitmaler klagen eben so.

Jean Paul.

§. 561.

Mädchen, die oft krank gewesen, denken sehr leicht zu viel von sich und an sich, bloß weil man mit

dem Kranken immer von dem Kranken spricht, und dadurch sein Ich fett macht.

Jean Paul.

§. 562.

Die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer sanfter, bescheidener und besser, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben.

Lichtenberg.

§. 563.

Die Fehler der Mädchen kommen, wie Chokolade und Tabak dem Gaumen Anfangs desto toller vor, je besser sie ihm nachher schmecken.

Jean Paul.

§. 564.

Ein Fehler den ein Mädchen mit uns gemeinschaftlich verübt, ist ein Mörtel und Mundleim zwischen ihr und dem Mitschuldigen.

Jean Paul.

§. 565.

Man hört in der Welt leichter ein Echo, als eine Antwort; Mädchen vollends hören nur sich, nicht andre, und sehen nur andre, nicht sich.

Jean Paul.

§. 566.

Zwey Dinge vergißt ein Mädchen am leichtesten: erstlich wie sie aussieht, — daher die Spiegel erfunden wurden — und zweytens worin sich das von daß unterscheide.

Jean Paul.

§. 567.

Alte Jungfern.

Sie hätten nachdenken und heyrathen sollen. Wahrhaftig, wenn der Mann, der soviel zu machen hat, Eroberungen — Bücher — Protokolle — Predigten — Verse — die Rezensionen davon — Antikritiken darauf — närr'sche Streiche aller Art — unter solchen kanonischen Hindernissen keine Hochzeit machte (wie er doch nicht thut); so wär's ihm nachzusehen; aber wenn eine Schöne, die die größte Muse hat, sich zu verlieben, und die erst am Traualtar eine Heilige wird, welche sich auf ihn stellen kann, um da nicht von Anbetern, sondern von Männern angebetet zu werden, und deren Verdienste, d. h. deren Kinder täglich wachsen, wenn die es nicht thut, was soll man da anders machen, als — folgendes Gemälde von ihrem Zustand im 61sten Jahr? —

Freylich dachte sie in ihrem 16ten Jahre sie verbleibe durch das ganze Leben 16 Jahre alt, die Sommerhäuser und Sommerkleider der Jugend würden nie kalt und überschneiet, die Gespielinnen ihres blumigen Lenzes überblüheten an ihrem Arm die Vergißmeinnicht, und kröchen weder in die ferne dicke Kinderstube, noch tiefer unter die grüne Wiegendecke aus Erdschollen — — aber nach wenigen Jahren steht alles, was mit ihr Blumen und Sterne suchte, ganz verändert und weggetrieben auf andern Inseln, und sie sieht allein und weinend hinüber. Ich will es aufrichtig inventiren, was ihr noch bleibt im 61sten Jahr: (ich setze aber voraus, daß sie absichtlich den Ringfinger krümmte, wollt' ihr einer den Ehereif und Anschrot appliziren.) —

Ihre jetzigen Freundinnen sind Mägde und zwey alte Erbschleicher, die die Durchgangsgerechtigkeit durch ihr Herz ausüben, um in ihr Testament zu kommen — ihre Korrespondentinnen antworten ihr selten und nichts als das: „ich lieg' im Kindbette" — sie putzt sich im Spätjahr des Lebens, aber niemand freuet sich darüber, als der Schnitthändler, dem eine Ladenhüterin den Ladenhüter abnimmt, statt daß

über eine geschmückte Mutter sich der erinnernde Mann und der theilnehmende Sohn ergötzt — und statt eines Eheherrn kann sie niemand plagen, als den Schooßkater, der unähnlich jenem gerade knurrt und den Kamm, d. h. den Schweif hoch trägt, wenn er's am besten meynt — anstatt der Kinder informirt und füttert sie Kanarienvögel — und statt des schöpferischen Verdienstes einer Mutter, die wie Gott kleine Adamlein und Evchen in das Paradies unter den Lebensbaum setzt, hat sie keines als das, entweder als entzündeter Cherub an fremden Paradiesen zu stehen, oder auf irgend einem Erkenntnißbaum den Eltern das Obst zu preisen, das sie selber verdauet — und wenn sie nun nach einem ausgetrockneten, magern Leben voll großer Langweile und großer Gebetbücher und voll scharfer ätzender Seufzer über jeden schönen Tag, weil ihn niemand länger, und über jeden schlimmen, weil ihn niemand kürzer macht, und über jeden ersten Feyertag, weil sie da allein essen, und über den Thomastag, weil sie ihre immergrünen Jugendtage niemand mahlen kann, als einer alten, zerknülten, weniger ihre Freuden, als ihre erblichen Kleider und Jahre nachzählenden Soubrette —

wenn sie nun nach einem naskalten Leben voll aufgewärmter Leicheneſſen, erfroren unter Regenſchauern abgemattet ſinkt und einſam verliſcht: ach ſo ſchleicht ſie aus einer Erde, wo alles ſobald vergißt und vergeſſen wird, ungeſehen hinunter, und kein Gatte, kein Sohn, keine Tochter ſagt: ich vergeſſe dich nicht!

Jean Paul.

§. 568.

Es iſt ein ausnehmendes Vergnügen, eine Kokette zu ſehen, wie ſie ſich ſträubt und bäumt und wendet, und nicht über die Linie hinüber will, die die alte Frau von der jungen ſcheidet. Sie arbeiten mit Reiben und Waſchen, mit Schönpflåſterchen und Putz immer dem Alter entgegen, das ſie hinüber ziehen will, bis ſie endlich, wenn ſie ſehen, daß man zu glauben anfängt, ſie wären ſchon hinüber, wirklich nachgeben und hinübergehen.

Lichtenberg.

§. 569.

Das männliche Geſchlecht wird nicht eher durch das weibliche verbeſſert werden, als bis die Geſchlechtsfolge der Näiren nach den Müttern eingeführt ſeyn wird. Schlegel.

§. 570.

Die männliche Blödigkeit liegt bloß in der Erziehung und in den Verhältnissen: die weibliche tief in der Natur. — Der Mann hat innerlichen Muth, und bloß oft äusserliche Unbehülflichkeit; — die Frau hat diese nicht und ist dennoch scheu — jener drückt seine Ehrfurcht durch hinzutreten, diese durch zurückweichen aus.

Jean Paul.

§. 571.

Unser Geschlecht durchläuft drey Perioden des Muthes gegen das Schöne; die erste ist die kindliche, wo man bey weiblichen Geschlecht noch aus Mangel an Gefühl ꝛc. wagt; die zweyte ist die schwärmerische, wo man dichtet, aber nicht wagt; — die dritte ist die letzte, wo man Welt genug hat um freymüthig zu seyn, und Gefühl genug, um das Geschlecht zu schonen und zu achten.

Jean Paul.

§. 572.

O es ist eine lächerliche und reine Zeit im frühen Jünglingsalter, wo im Jüngling die alte französische Ritterschaft mit ihrer heiligen Scheu

erneuert, und wo der Kühnste gerade der Blödeste ist, weil seine Jungfrau, für ihn eine von dem Himmel geflogene, eine nach dem Himmel fliegende Gestalt, so ehret, wie einen großen Mann, dessen Nachbarschaft ihm der heilige Kreis einer höhern Welt ist, und dessen berührte Hand ihm eine Gabe wird. Unseelig, schuldvoll ist der Jüngling, der niemals vor der Schönheit blöde war.

Jean Paul.

§. 573.

Jeder Jüngling hat ein schönes Zeitalter, worin er kein Amt, und jede Jungfrau eines, worin sie keinen Mann nehmen will; dann ändern sich beyde und nehmen oft sich einander noch dazu.

Jean Paul.

§. 574.

Gewiß, die Männer lieben mehr Sachen, z. B. Wahrheiten, Güter, die Weiber mehr Personen; jene machen sogar leicht die Personen, zu dem, was sie lieben; und was Wissenschaft für den Mann ist, ist für eine Frau ein Mann, der Wissenschaft hat. Schon als Kind liebt die Frau

einen Vexier-Menschen, die Puppe, und arbeitet für diese; der Mann hat ein Steckenpferd und eine Bleymiliz, und arbeitet mit dieser. Die Mädchen grüßen mehr, als die Knaben, sie sehen mehr den Personen nach; diese etwa dem Gaul, jene fragen nach den Erscheinungen, diese nach deren Gründen; jene nach Kindern, diese nach Thieren.

Jean Paul.

§. 575.

Ihr Männer seyd gewohnt, daß sich euch alles an den Hals wirft; nein ihr kennt es nicht fühlen, kein Mann ist im Stande den Werth eines Weibes zu fühlen, das sich zu ehren weiß. Bey allen heiligen Engeln, bey allen Bildern der Seligkeit, die sich ein reines, gutmüthiges Herz erschafft, es ist nichts himmlischers, als ein weibliches Wesen, die sich ganz dem geliebten Manne hingiebt.

Wir sind kalt, stolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen Weiber zu heißen, und alle diese Vorzüge legen wir euch zu Füßen, sobald wir lieben, sobald wir hoffen, Gegenliebe zu verdienen.

Goethe.

§. 576.

. . . . Ihr strebt nach fernen Gütern
Und euer Streben muß gewaltsam seyn.

Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bliebe.
Wir sind von keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig ist,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euern Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besiz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte;
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feyerten dann unsre goldne Zeit.

Goethe.

§. 577.

In Italien bietet man etwas Schönes dem an, der's gelobt hat; diesen Gebrauch setzen die Männer bey den Weibern voraus. Bey der Uebergabe wird juristisch verfahren, lasse dich (den Teufel, sagt das Sprüchwort, aber ich sage) den Mann bey einem Haare fassen, so bist du sein auf ewig. Denn wie gesagt, die Uebergabe ist traditio symbolica; eine gegebene Kleinigkeit bedeutet den Rest, mit dem ausgeschnittenen Spahn erhällt man das Haus — Vestucatio wirds genannt; — mit einer Scholle das Grundstück — scotatio heißen wir's; — ja ein bloßes Winken und Zeigen ist Traditio longae manus.

Jean Paul.

§. 578.

Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst, warum sollten wir nicht betrogen werden?

Göthe.

§. 579.

Ich weiß, daß alle Männer treulos sind,
Nichts lieben können, als sich selbst, hinweg
Geworfen ist an dies verräthrische Geschlecht

Die schöne Neigung und die schöne Treue.
Geschmeid'ge Sklaven, wenn sie um uns werben,
Sind sie Tyrannen gleich, wo sie besitzen.
Das blinde Wollen, den gereitzten Stolz,
Das eigensinnig, heftige Begehren,
Das nennen sie ihr Lieben und Verehren.
Das reißt sie blind zu unerhörter That,
Das treibt sie selber auf den Todespfad,
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.

Schiller.

§. 580.

Ich sah die Männer und fand immer bloß den Unterschied unter ihnen, daß die einen fein, verständig und zart waren, ohne Enthusiasmus und Gemüth; die andern sehr herzlich und enthusiastisch mit bornirter Rohheit, alle aber selbstsüchtig; wie wohl sie, wenn ihr Herz voll und nicht im Abnehmen ist, eben wie der volle Mond die wenigsten Flecken zeigen.

Jean Paul.

§. 581.

. . . . . Ein Mann
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit, und macht sich auch zuletzt

Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz,
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt stät auf Einem Sinn,
Den sie gefaßt, du rechnest sicherer
Auf sie im Guten wie im Bösen. —

Göthe.

§. 582.

Weiber haben mehr Geist als Wissenschaft; Männer mehr Wissenschaft als Lebensphilosophie.

v. Hippel.

§. 583.

Die Weiber haben mehr Wallungen und weniger Ueberwallungen als wir.

Jean Paul.

§. 584.

Männer sehen auf das, was man von ihnen denkt; Weiber, was man von ihnen sagt.

v. Hippel.

§. 585.

Die schönen Weiber werden heutzutage mit unter die Talente ihrer Männer gerechnet.

Lichtenberg.

§. 586.

Wir verehren das weibliche Geschlecht und tyranniſiren einzelne; ſo hatte (weiland) das galliſche Volk das Majeſtäts-Recht, die einzelnen waren Unterthanen und weiſe Neger. — Aber die geheime Urſache iſt: die Weiber laſſen ſich, wie die letzten römiſchen Kaiſer, zu Göttern machen, und glauben ſelber keine; — ſie ſind vergötterte Atheiſtinnen.

Jean Paul.

§. 587.

Einen Raub giebt es, wogegen ewig der Mann unaufhaltſam entbrannt aufſteht, und beging, ihn eine Göttinn aus Liebe und böte ſie dafür eine Welt von Paradieſen; es iſt der Raub ſeiner Freyheit und freyen Entwickelung. Ja daß es Liebe iſt, aber despotiſche, zugleich Freiheit übende und raubende, das erbittert ihn nur noch mehr, und aus dem Nebel des Irrthums wird ſpäter das Gewitter der Leidenſchaft.

Jean Paul.

§. 588.

Männer dulden — da nur die beſten an den beſten Männern feſte, ſtarke Ueberzeugung ach-

ten — diese an Weibern schwer und wollen Letztere nicht bloß zu ihrem Wiederschein, sondern auch zu ihrem Nachhall haben. Sie wollen, meyn' ich, nicht nur die Miene, auch das Wort bejahend.

Jean Paul.

§. 589.

Das Schicksal macht den Mann zum Unterschicksal des Weibes.

Jean Paul.

§. 590.

Die Männer machen sich alles bequem; sie richten die Uhren (die Umstände) nach ihren Gängen, und wir arme Weiber richten unsere Gänge nach den Uhren.

Jean Paul.

§. 591.

Die meisten Weiber werden von den männlichen Vorzügen gegen den männlichen Mißbrauch davon verblendet.

Jean Paul.

§. 592.

Die Weiber trauen dem männlichen Sprecher zu sehr, mehr — als dem männlichen Handeln — weil bey ihnen das Gebläse der Phantasie dicht an ihrem Herzen liegt, und also einer, der jenes

zu regen und zu treten weiß, damit dieses leicht roth und glühend blasen kann.

Jean Paul.

§. 593.

Gewisse Damen gleichen dem mechanischen Genie Earnshaw; dieser lernte in kurzer Zeit Uhren, Orgeln, optische Instrumenten, Särge, Kleider, Euklidische Demonstrationen machen; nur eines war ihm niemals beyzubringen — einen Korb zu flechten. So verstehen gewisse Weiber alle schönen und schwarzen Künste, die besten Sprachen und Sitten, können alles binden und flechten, Zöpfe, Blumensträuße, Netze, Strohseile, Fallstricke, — aber einen Korb, das haben sie nicht in ihrer Macht, und wollte man ihnen jeden Korb mit Herzen und Assignaten füllen.

Jean Paul.

§. 594.

Die meisten Weiber müssen solche Tugenden, wodurch der Mensch mehr ein Gott als ein Heiliger wird, nämlich die Wahrheit, die Treue, die Verschwiegenheit, den Gewissensstolz, erst auf ein geliebtes Wesen, (Mann, Kind) einimpfen, damit sie grünen. Nimmt man ihnen die Liebe oder

ein Paar Menschen, so ist ihnen — ob sie gleich selber übrig bleiben als Stamm der Zweige — aller Boden der höchsten Blüthen genommen; und die Heilige durch Kinder und Geliebte, wird eine Unheilige ohne diese. Verehrt werde das starke Weiberherz, das vermag, ohne die Liebe so groß zu handeln, als stärk' es sich darin, und in welchem die Liebe und alle Kräfte der Liebe leben, ohne eine zu finden.

Jean Paul.

§. 595.

Wie viele edle Weiber, die es sonst für höher hielten zu bewundern, als bewundert zu werden, wurden kräftig, kenntnißreich, beynahe groß, aber unglücklich und kokett und kalt, weil sie nur ein Paar Arme fanden aber kein Herz dazu, und weil ihre heiße, hingegebene Seele kein Ebenbild antraf, womit eine Frau gerade ein unähnliches meynt, nämlich ein höheres Bild! Der Baum mit den erfrornen Blüthen steht dann im Herbste hoch, breit, grün und frisch und dunkel vom Laube da, aber mit leeren Zweigen ohne Früchte.

Jean Paul.

§. 596.

Das weibliche Geschlecht, dieses wärmere

zartere, furchtsamere, immer gelobte, mehr in fremder als eigener Meynung lebende Geschlecht sticht ein Tadel giftig, der uns nur blutig reißet, wie verletzende Thiere in warmen Ländern und Monaten vergiften, und in kalten nur verwunden. Daher bedenke der Mädchenerzieher, daß eine Dosis, welche Satyre auf den Knaben ist — der ohnehin der Meynung widerstehen soll — Pasquill wird, wenn sie seine Schwester bekommt.

Jean Paul.

§. 597.

Wenn wir euch wehrlose Seelen verletzt haben, so reißen wir die Wunde so lange weiter, bis ihr die Thränen und das Blut abwischt, und uns um Vergebung bittet, daß ihr beydes vergossen habt.

Jean Paul.

§. 598.

Ach ihr lieben Wesen tragt ja in jedem Nervenknoten ein Herz und habt, wie das beweg-liche Meer, immer gleiche Temperatur, indeß auf unserm festen Lande alle Zonen abwechseln.

Jean Paul.

§. 599.

Der Mann verbeiset die Wunde und erliegt an der Narbe — das Weib bekämpft den Kummer selten und überlebt ihn doch.

Jean Paul.

§. 600.

Lange Libertinage macht nur die Weiber klüger, aber die Männer dümmer; die jungen Leute zünden sich wie Branntwein an, und ihr Geist brennt weg; bloß Titel und Zeichen ihres vorigen Verstandes tragen sie noch auf dem Gesichte fort, wie leere Bouteillen auf Tafeln die silbernen Ordenszeichen ihres Inhalt.

Jean Paul.

§. 601.

Wüstlinge halten es unter vielen edeln Frauen, gedrückt durch deren vielseitigen, starken Beobachtungen nie lange aus, obwohl leichter bey Einer allein, weil sie diese zu verstricken hoffen.

Jean Paul.

§. 602.

Holberg bemerkt, daß die Männer Landgüter nicht so gut erhalten, als die Weiber, weil jene mehr als diese sie reformiren wollen. Aus

demſelben Grunde verderben auch die Liebhaber die Weiber mehr, als dieſe jene.

Jean Paul.

§. 603.

Seitdem die Weiber männlich und die Männer weibiſch werden, wie in Aachen die Hirtenmädchen pfeifen, die Knaben aber ſingen; ſeit dieſer Dynaſtie regiert ein Weib beynahe ſich ſelber mehr, als ein Mann, weil Liſt und Schwäche lieber befiehlt, als Stärke, und leichter beherrſchet, als Recht.

Jean Paul.

§. 604.

Sie ſind noch zehnmal liſtiger und falſcher gegeneinander als gegen uns; wir aber ſind gegen uns faſt noch redlicher als gegen ſie.

Jean Paul.

Freundschaft. Liebe. Ehe.

§. 606.

Freundschaft, ächte Freundschaft ist eine Schaumünze, die man nur selten angreift. Die Freundschaft bittet nicht, sie fodert; sie borgt nicht, auch wenn ihr Antrag noch so mächtig ist, sie kassirt nur Schulden ein. Freunde befinden sich in Gemeinschaft der Güter des Lebens; ihr Sinnbild ist, nach dem Ausspruche des Aristoteles eine Seele in zwey Körpern; . . . Ein Alter hielt schon den für äusserst glücklich, der nur einen Schatten von einem Freunde angetroffen hätte . . . Freundschaft hat keinen Tempel, selbst nicht eine Kapelle von Menschenhänden gebaut; das Herz ist ihr Heiligthum . . . Freundschaft ist ein geschliffener Stahl, dem schon ein feuchter Hauch einen Rost zuzieht . . . Freundschaft ist Leben; ohne sie hat die menschliche Existenz keinen

Werth . . . Laß Könige lizitiren; die Freundschaft ist nicht verkäuflich . . . Reine Freundschaft ist allen Graden der Versuchung gewachsen, und gegen eine Welt nicht feil!

v. Hippel.

§. 606.

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen,
Und vom Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Uebergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einem ruhigen Freund. —

Göthe.

§. 607.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt,

mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Goethe.

§. 608.

Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt, und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen
Gedank' ihm und Entschluß, die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.

Goethe.

§. 609.

Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseyns verschafft haben; wer sich wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beywesen der Menschheit, von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich. Das Betragen der Vornehmern gegen die Geringeren, und auch untereinander, ist nach äußern Vorzügen abgemessen: sie erlauben jedem seinen Titel

seinen Rang, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen.

Aber scheltet sie nicht darüber, sondern bedauert sie vielmehr. Denn von jenem Glück, das wir als das Höchste erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft im reichem Maase zu genießen. Wir können unsere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben nichts, als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch' ein Genuß, welch' ein Glück, für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue; sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit, sie macht das Hauptkapital unsers Reichthums aus.

Goethe.

§. 610.

Wer an Freundschaft glaubt, muß nothwendig auch an Tugend, an ein Vermögen der Gött-

lichkeit im Menschen glauben; wer an ein solches Vermögen oder an Tugend nicht glaubt, kann auch unmöglich an wahre eigentliche Freundschaft glauben, denn beyde gründen sich auf eine und dieselbe Anlage zu uneigennütziger freyer, unmittelbarer, und darum unveränderlicher Liebe.

F. H. Jacobi.

§. 611.

Was hilfts, ihr romantischen Autoren, daß ihr eure unterirdische Blattseite gegen den Himmel aufstülpet? Sie dreht sich doch wieder um; wie an Glaßtafeln, wird nur eure der Erde zugekehrte Seite bethauet; wie an elektrischen Katzen müsset ihr vorher aus euerm Bürzel einen Funken locken, bevor ihr einen aus dem Kopfe wieder bekommt und vice versa. Seid des Teufels lebendig; aber nur offen; liebt entsetzlich, denn das kann jedes Thier und jedes Mädchen, das sich deshalb für eine Edle, für eine Dichterin und einen Welt-Solitaire ansieht — aber befreundet euch nicht, was ja an dem liebenden Vieh so selten ist wie bey euch. Denn ihr habt nie aus Johann Müllers Briefen oder aus dem alten Testament oder aus den Alten gelernt, was heilige

Freundschaft ist und ihr hoher Unterschied von Liebe, und daß es das Trachten — nicht eines Halbgeistes nach einer ehelichen oder sonstigen Hälfte sondern — eines Ganzen nach einem Ganzen, eines Bruders nach einem Bruder, eines Gottes nach einem Universum ist, mehr um zu schaffen und dann zu lieben, als zu lieben und dann zu schaffen ...

Jean Paul.

§. 612.

Einige Menschen werden verbunden geboren, ihr erstes Finden ist nur ein zweytes, und sie bringen sich dann, als zu lange getrennte, nicht nur eine Zukunft, sondern auch eine Vergangenheit.

Jean Paul.

§. 613.

— — — — — Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt es liebt ein jeder nur
Sich selbst, unsicher, loß und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten. — Laune lößt, was Laune knüpfte —
Nur die Natur ist redlich! sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen

Des Lebens unstät treibt, die Neigung giebt
Den Freund, es giebt der Vortheil den Gefährten,
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab,
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zwiefach da!

Schiller.

§. 614.

Lieben — bis zur Leidenschaft — kann man jemand in der ersten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden, — das ist bey weitem eine andere Sache. Da muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der eine am andern vielfälltig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflößlichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen entstehen, die nach nichts mehr fragt, und von sich nicht weiß — weder woher noch wohin.

F. H. Jacobi.

§. 615.

Ich möchte mir oft die Brust zerreißen und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig

seyn kann. Ach! die Liebe, Freude, Wärme, Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem Herzen voll Seeligkeit werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht.

Goethe.

§. 616.

Ja! mancher steht und wartet in der Welt,
Und weiß nicht recht, worauf er warten soll;
Wer zuviel Freundschaft hofft, sieht selbst im Freunde
Den kalten Freund, diese Alltagswelt
Ist voll von leeren Busen, leeren Herzen,
Daß man die Liebe nicht verschleudern muß,
Um nicht in jenen schlimmsten Fall zu kommen,
Daß man um Liebe bettelt, und wie Bettler
Mit Höhnen von der Thür gewiesen wird.

Tieck.

§. 617.

O es ist eine heilige Zeit, worin der Mensch für den Altar der Freundschaft und Liebe noch Opfer und Priester ohne Fehl begehrt und — erblickt; und es ist eine zu harte, worin die so oft betrogene Brust sich an der fremden mitten

im Liebestrunk des Augenblicks die kalte Nachbarschaft der Gebrechen weissagt.

Jean Paul.

§. 618.

Es ist schön, wenn ein schöner Geist sich selbst anlächelt, und der Augenblick, in welchem eine große Natur sich mit Ruhe und Ernst betrachtet, ist ein erhabener Augenblick. Aber das höchste ist, wenn zween Freunde zugleich ihr Heiligstes in der Seele des andern klar und vollständig erblicken, und ihres Werthes gemeinschaftlich froh, ihre Schranken nur durch die Ergänzung des andern fühlen dürfen. Es ist die intellektuale Anschauung der Freundschaft.

Schlegel.

§. 619.

Auf dieser Erde schlägt keine erhabnere und seligere Stunde, als die, wo ein Mensch sich aufrichtet, erhoben von der Tugend, erweicht von der Liebe, und alle Gefahren verschmäht und einem Freunde zeigt, wie sein Herz ist. Dieses Leben, dieses Erheben ist köstlicher, als der Kützel der Eitelkeit, sich in unnütze Feinheiten zu ver-

stecken. Aber die vollendete Aufrichtigkeit steht nur der Tugend an: der Mensch, in dem Argwohn und Finsterniß ist, leg' immer seinem Busen Nachtschrauben und Nachtriegel an, der Böse verschon' uns mit seiner Leichenöffnung, und wer keine Himmelsthür an sich zu öffnen hat, der lasse das Höllenthor zu.

Jean Paul.

§. 620.

Freundschaft und Liebe lassen die Landstraße bei Seite und schlagen den Richtsteig ein; sie wandeln die enge Straße, die wenige finden, und die von wenigen besucht wird. Beym Verlust des Freundes will der Freund nachsterben; — was soll ihm das Leben; da seine Hälfte nicht mehr ist? Nichts als dieser Verlust interessirt ihn, und es ist eine schrecklich schöne Lage der Freundschaft, nach jenem Verluste nichts mehr zu verlieren zu haben! Wenn gleich die Zeit, welche die besten Feueranstalten besitzt, den Brand der Leiden des Freundes zuweilen zu löschen scheint; so bricht doch alles sehr leicht wieder in neue Flammen aus, und ein Wort, ein Laut kann sie aufregen.

v. Hippel.

§. 621.

Liebe ist ewig ein Schmerz, entweder ein süsser oder ein bitterer, immer eine Nacht, worin kein Stern aufgeht, ohne daß einer hinter unserm Rücken untertaucht — Freundschaft ist ein Tag, wo nichts untergeht, als einmal die Sonne; und dann ists schwarz, und der Teufel erscheint.

Jean Paul.

§. 622.

Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall seine Ueberzeugung für ihn verleugnen. Unsere liebste Leidenschaft, unsere besten Wünsche sind wir für ihn aufzuopfern schuldig.

Goethe.

§. 623.

Das Bewußtseyn der nothwendigsten Gränzen ist das Unentbehrlichste und das Seltenste in der Freundschaft.

Schlegel.

§. 624.

Vergebens ist es, zu wünschen, daß der Freund, den wir lieben, uns ganz in unserer ei-

genſten Eigenthümlichkeit verſtehen möchte; wir wünſchen es auch im Grunde nicht, ſondern immer möchten wir uns die Falten des Herzens vor ihm auseinander ſchlagen, wo wir die Verwandtſchaft zu ihm fühlen. Das, was unſere Scheidung von allen Weſen ausmacht, wodurch wir auch von dem geliebteſten Freunde abgeſondert und einzeln ſtehen, ſuchen wir ſorgfältig zu verhüllen, damit er ſich nicht vor dem fremden Weſen entſetzen möge — und wäre es einem Menſchen möglich, die innerſte Eigenthümlichkeit ſeines geliebteſten Freundes aufzufaſſen und auszuſprechen, ſo würde den Freund ein Schauder, wie vor einem Zauberer ergreifen, der die Gewalt hätte, den Geiſt aus unſern Körpern zu ziehen, und ihn uns ſelbſt anſchaulich hinzuſtellen, und wir würden auf immer von ihm entfremdet werden.

Sophie B.

§. 625.

Freunde können und müſſen Geheimniſſe vor einander haben, ſie ſind einander doch kein Geheimniß.

Goethe.

§. 626.

Jene Einſchränkung des Zutrauens und der wechſelſeitigen Herzensergießung, jene Mäſigung

in Entdeckung unserer geheimen Beschwerden, hebt das, was Freundschaft ist, auf, und macht dagegen einen gewissen Schein gäng' und gebe, der immer als Weltklugheitsmaxime Dienste leisten mag, der aber den Altar der Freundschaft entheiligt. — Unsere gegenwärtigen Freundschaften sind gemeiniglich nichts mehr und nichts weniger, als gemeinschaftlich geschlossene Convenienz, wo beyde Theile im Gewinn sind, und so wie die Bescheidenheit oft das Verlangen ist, feiner gelobt werden zu wollen, so ist die Freundschaft ein Bund, feiner zu gewinnen. Heißt nicht schon der unser Freund, welcher nicht unser erklärter Feind ist? Die Kaufleute nennen die Freunde, mit denen sie in Handlungs-Verkehr stehen, wo es also Provisionen zu berechnen giebt; und so wie der schon für gut gilt, der ein böser Mensch von der allgemeinen Art ist; so gilt der schon für unsern Freund, der ein Menschenfreund, ein Mensch von keinem schlechten Herzen ist, der uns nicht verräth und verkauft, oder der uns zu verrathen und zu verkaufen noch keine Gelegenheit gefunden hat.

v. Hippel.

§. 627.

Wie wenige Freunde würden Freunde bleiben,

wenn einer die Gesinnungen des andern im Ganzen sehen könnte.

Lichtenberg.

§. 628.

Wenn mancher von keinen Beleidigungen der Freundschaft zu tief getroffen wird; so ist daran bloß eine hassende Denkungsart über alle Menschen schuld, die ihn dann in jedem einzelnen Falle ergreift und diesen zum Spiegel des Ganzen macht.

Jean Paul.

§. 629.

Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen.
Allein bey Freunden läßt man frey sich geh'n,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zartsten lieben.

Goethe.

§. 630.

Ist ein fremder, unheimlicher Halbton einmal zwischen alle Harmonieen zweyer Wesen wiederkehrend durchdrungen, so schwillt er immer feind-

licher an und übertäubt den Grundton und endigt alles.

Jean Paul.

§. 631.

O, es ist ein finsterer Trauertag, der Begräbnißtag der Freundschaft, wo das ausgesetzte, verwaisete Herz allein heimgeht, und es sieht die Todeseule vom Todtenbette derselben schreyend über die ganze Schöpfung fliegen.

Jean Paul.

§. 632.

Die Tugend selber giebt keinen Trost, wenn du einen Freund verlohren hast, und das männliche Herz, das die Freundschaft durchstochen hat, blutet tödtlich fort, und aller Wundbalsam der Liebe stillt es nicht! —

Jean Paul.

§. 633.

Wahre Lieb' ist die, die immer und immer sich gleich bleibt
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Göthe.

§. 634.

Die edelste Liebe — kann man definiren — ist bloß die zarteste, tiefste, festeste Achtung, die sich weniger durch Thun, als durch Unterlassen offenbaret, die sich wechselseitig erräth, die auf beyde Seelen — bis zum Erstaunen — die nämlichen Saiten zieht; die die edelsten Empfindungen mit einem neuen Feuer höher trägt, die immer aufopfern, nie bekommen will, die der Liebe gegen das ganze Geschlecht nichts nimmt, sondern alles giebt durch das Individuum; diese Liebe ist eine Achtung, in der der Druck der Hände und Lippen sehr entbehrliche Bestandtheile sind, und gute Handlungen sehr wesentliche; kurz: eine Achtung, die vom größten Theile der Menschen ausgehöhnt, und vom kleinsten tief geehrt werden muß.

Jean Paul.

§. 635.

Ach zwey liebende Herzen! sie sind wie zwey Magnet-Uhren, was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen, denn es ist nur Eins was in beyden wirkt; Eine Kraft, die sie durchgeht.

Goethe.

§. 636.

Die höchste Liebe kennt nur Ja und Nein, keinen Mittelstand; kein Fegefeuer, nur Himmel und Hölle; — und doch hat sie das Unglück, daß sie Geburten der Stimmung und des Zufalls, die nur zu Vorhimmel und Vorhöllen führen sollten, zu Pförtnerinnen von Himmels- und Höllenthoren macht.

Jean Paul.

§. 637.

Es ist doch eine köstliche Gabe, die der Himmel uns verliehen hat, zu lieben und zu verehren; dieses Gefühl schmelzt unser ganzes Wesen um, und bringt das wahre Gold daraus zu Tage.

Tieck.

§. 638.

Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebendigen Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche, und ich will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthale, oder in der Schottenhütte oder mitten im Glanze der Welt, und

du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen alles, alles nehmen.

Jean Paul.

§. 639.

Es giebt manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boden eines bessern Daseyns sind. Unter diese Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchste Glück ist, seine Geliebte gut und tugendhaft zu wissen, die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Edelsinn. Aufmerksamkeit auf Gott und Achtsamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmlischen Ueberzeugung und Beruhigung in unsere Seelen einbricht, ist das wohlthätigste, was man für sich und seine Lieben haben kann.

Novalis.

§. 640.

Die Liebe macht gleichgültig gegen Ruhm und Glanz; allein gegen die Menschlichkeit nicht: sie schränkt das Herz ein; allein sie erweitert es auch. Eins liebt nur eins wie Mann und Weib, alle

Menschen aber wie Schwester und Bruder. — Die Liebe ist eine völlige Aufopferung.

Ihr guten Seelen, die ihr den Hänfling, den ein Bube aus dem Neste stahl, um ihn mit aufgeweichtem Brode zum Sklaven zu füttern, versteht, wenn er, seinem Kerker entfloh'n auf dem benachbarten Kastanienbaum seinen Tyrannen Hohn singt. —

Ihr guten Herzen, die ihr einer Pflanze die Wollust ansehen könnt, wenn der Gärtner sie aus dem Blumentopf in die weite Erde bringt, oder einem Feigenbaum, wenn der Besitzer in nördlichen Gegenden ihn vom Fenster in den schönen sanften Regen setzt.

Ihr wenigen Edeln, die ihr, wenn die Bohne in euerm Garten eine schwere Geburt hat, nachhelft und die Schlauben abstreift, um ihr Luft zu machen, und die Blume, die der Sturm wie eine Wittwe beugt, mit tröstender Hand aufrichtet, damit sie, so wie ihr selbst, gen Himmel sehe. Ihr, die ihr hört und sehet, was viele mit offenen Augen nicht sehen, mit offenen Ohren nicht hören, — versteht was Liebe ist.

v. Hippel.

§. 641.

Eine Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu sich selbst. Wenn der Mensch erst ein wahrhaftes innerliches Du hat, so entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang und die höchste Leidenschaft ist möglich. Genie ist vielleicht nichts als Resultat eines solchen innerlichen Pluralis. Die Geheimnisse dieses Umgangs sind noch sehr unbeleuchtet. —

Novalis.

§. 642.

O die Berge, die Wälder, hinter denen eine geliebte Seele wohnt, die Mauern, die sie umschließen, schauen den Menschen mit einem rührenden Zauber an, und hängen vor ihm, wie holde Vorhänge der Zukunft und Vergangenheit.

Jean Paul.

§. 643.

Es giebt eine doppelte Liebe; die der Empfindung und die des Gegenstandes. — Jene ist mehr die männliche, sie will den Genuß ihres eigenen Daseyns, der fremde Gegenstand ist ihr

nur der mikroskopische Objekt- oder vielmehr Subjektträger, worauf sie ihr eigenes Ich vergrößert erblickt; sie kann daher leicht die Gegenstände wechseln, wenn nur die Flamme, in die sie als Brennstoff geworfen werden, hoch fortlodert; und durch Thaten, die immer lang, langweilig und beschwerlich sind, genießt sie sich weniger, als durch Worte, die sie zugleich mahlen und mehren. Hingegen die Liebe des Gegenstandes genießt und begehret Nichts, als das Glück desselben (so ist meistens die weibliche und elterliche) und nur Handlungen und Opfer thun ihr Genüge und wohl; sie liebt um zu beglücken, wenn jene nur beglückt, um zu lieben.

Jean Paul.

§. 644.

Was oft Liebe genannt wird, ist nur eine eigne Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beschwerlich kühlenden en rapport setzen, besteht in einer Desorganisation, und endigt mit einem eckelhaften Hellsehen und viel Ermattung. Gewöhnlich ist auch einer dabey nüchtern.

Schlegel.

§. 645.

Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander und das Höchste der Glaube an einander. Hingebung ist der Ausdruck des Glaubens, und Genuß kann den Sinn beleben und schärfen, aber nicht hervorbringen, wie die gemeine Meynung ist. Darum kann die Sinnlichkeit schlechte Menschen auf eine kurze Zeit täuschen, als könnten sie sich lieben.

Schlegel.

§. 646.

Tugenden übt wohl ein jeder, doch wenige glüh'n
für die Tugend;
Liebe! so wird dein Bild oft von Verliebten
verkannt.

R.

§. 647.

Es giebt auch Schwätzer und Trunkenbolde in der Liebe, die gewohnt an Italiänische Musik, kein Schäfchen blöcken, keine Nachtigall schlagen, keine Biene schwärmen, keinen Käfer summen hören können.

v. Hippel.

§. 648.

Brecht am Zauberschloß der Liebe das Gerüste des Körpers ab! — Trunkener Mensch, du bleibst es nicht, sondern wirst nüchtern, wenn du deine Geliebte nicht suchst und liebst wie die Tugend, die keinen Körper annimmt, wenn nicht Blicke deine Worte und deine Wünsche bleiben, da doch die Hyazinthe der Liebe so leicht blühend über dem Blumenglase, das zwey Thränen füllen, schwebet! — Unbesonnener! der du nicht weißt, daß die reine Liebe, gleich dem Gletscherwasser, am besten genossen wird, ehe sie die Erde berührt, und daß unsere höchsten Empfindungen den Paradiesvögeln gleich sind, die sich selten mehr von dem Boden erheben, sobald sie auf ihn gesunken sind!

Jean Paul.

§. 649.

Die Liebe zeigt in Platons holder Schule
Sich nicht wie sonst, als ein verwöhntes Kind:
Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft

Von einer Brust zur andern hin und her;
Er heftet sich an Schönheit und Gestalt
Nicht gleich mit süßem Irrthum fest, und büsset
Nicht schnellen Rausch mit Eckel und Verdruß.

Goethe.

§. 650.

Mühsam erreicht der Mensch die Alpe der idealischen Liebe, noch mühsamer und gefährlicher ist — wie von andern Alpen — das Herabsteigen von ihr.

Jean Paul.

651.

Der Talmud verbietet, nach dem Preis einer Sache zu fragen, wenn man sie nicht kaufen will; aber die Simultanliebhaber feilschen immer und gehen weiter. Sie reißen eine Seele, wie die Kinder eine Biene entzwey, um aus ihr den Honig zu essen, den sie sammeln will. Sie haben vom Aale nicht nur die Leichtigkeit zu entschlüpfen, sondern auch die Kraft den Arm zu umschlingen und zu zerbrechen.

Jean Paul.

§. 652.

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden
genießen,
So laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen
dir seyn:
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn
zu fesseln;
Beyden das Gegentheil lächelt der schelmische
Gott.

Goethe.

§. 653.

Die Opfer und Tugenden unserer Geliebten gehören unter die unaussprechlichen Freuden, die wenigstens die Seele zählen und nachwägen sollte, die sie nachahmen kann.

Jean Paul.

§. 654.

Auf dieser Erde kann kein Mensch dem andern sagen, wie er ihn liebe. Die Freundschaft und die Liebe gehen mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und der innere Mensch hat keine Zunge.

Jean Paul.

§. 655.

O was hat der Mensch gerade in der Minute, wo er sein Herz und alle seine Himmel so freudig auf den Opferaltar für ein geliebtes Wesen legen möchte, was hat er gerade in dieser größten Minute mehr zu geben, als Worte, als verflatternde Worte ohne Gehalt? Ja er kann etwas höheres, das Höchste kann er geben durch die Worte, die erhabene Aufrichtigkeit, die der Liebe gehört. O geliebter, du weißt es gewiß auch, in welcher unvergeßlichen Stunde die liebestrunkene Seele die Liebe aus Liebe hinwagt, und vor der theuersten alle Vorhänge der Vergangenheit und des Innersten zerreisset und saget: so war ich, so bin ich, aber ich liebe dich ewig, und wenn ich dich verliere, so lieb' ich dich ewig.

Jean Paul.

§. 656.

Die Liebe, welche das ganze Herz öffnet, so wie verschenkt, verschließet und behält doch einen Winkel, wo sie selber nistet; und diktirt dem besten Jüngling die erste Lüge, wie der besten Jungfrau die längste.

Jean Paul.

§. 657.

Von einem liebenswerthen Gegenstande können wir nicht genug hören, nicht genug sprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht der Gegenstand aller Gegenstände wird.

Novalis.

§. 658.

Das Geliebte zu vergöttern ist die Natur des Liebenden. Aber ein anders ist es, mit gespannter Imagination ein fremdes Bild unterschieben, und eine reine Vollkommenheit anstaunen, die uns nur darum als solche erscheint, weil wir noch nicht gebildet genug sind, um die unendliche Fülle der menschlichen Natur zu begreifen, und die Natur ihrer Widersprüche zu verstehen.

Schlegel.

§. 659.

Der Liebe wendet sich die Himmelskugel, wie auch die irrdische Welt sich drehe, stets mit aufgehenden Sternen zu. Wie ein Schiffer auf dem windstillen Meer, sieht sie ohne alle Erde, Himmel über, Himmel unter sich offen, und das

Wasser, das sie trägt, ist bloß der dunklere Himmel.

Jean Paul.

§. 660.

Die Liebe verwandelt alles in Glanz, Thränen und Gräber; und vor ihr berührt das Leben wie die niedergehende Sonne auf den nordischen Meeren am langen Tage nur mit dem Rande die Untergangs-Erde und steigt dann wieder morgentlich den Himmelsbogen hinauf.

Jean Paul.

§. 661.

Eine Braut weint selig über den ersten Geburtstag des Herzens, das nun ihrem bleibt; aber das wiedergeborne weint selig über die sympathetische Seligkeit des fremden; so muß es seyn, und so gehören wir der Liebe an.

Jean Paul.

§. 662.

Der Stern der Liebe gleicht oft den Fixsternen, die, nach Euler, schon lange am Himmel stehen können, ehe das Licht den weiten Weg zu uns heruntergefallen ist. In solchen Seelen be-

sonders, worin ein gemäßigter Himmel ist, grünt die Aloe-Pflanze Jahre lang ohne Blühen und Duften, bis vor irgend einem warmen Zufalle die reife Knospe aufspringt.

Jean Paul.

§. 663.

Wenn die Liebe sich der Liebe offenbart, so ist es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von seiner Innigkeit dem andern einzuflößen, gleichsam das Bewußtseyn bis zu ihm zu erweitern. Es verschmäht dabey die Pracht der Rede, worein hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit sich eben so wohl kleiden können, und wagt sich nicht an das Unaussprechliche; aber es versteht das Geheimniß dem einfältigen, ja dem bescheidensten Ausbruch eine höhere Seele einzuhauchen.

Schlegel.

§. 664.

Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aussichten so reizend, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtniß zurückruft. Jeder Theil sucht einen Vorzug vor dem andern zu erhalten,

er habe früher, uneigennütziger geliebt, und jedes wünscht ist diesem Weltstreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

Goethe.

§. 665.

Die erste Liebe ist, wiewohl die unverständigste, doch die heiligste; ihre Binde ist zwar dicker und breiter — denn sie geht über Augen, Ohren und Mund zugleich — aber ihre Schwungfedern sind länger und weißer, als irgend einer andern Liebe.

Jean Paul.

§. 666.

Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann, so müssen wir den dreyfach glücklich preisen, dem gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indeß die meisten von ihren frühern Empfindungen durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie nach einem kümmerlichen Genuß gezwungen sind, ihren besten Wünschen entsagen, und das, was

ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.

Goethe.

§. 667.

Man schweigt zweymal in der Liebe, das erstemal aus Furcht, das zweytemal aus Vertrauen: das eine mal im stummen Vorfrühling des Herzens, wo die Blicke noch zu laute Worte sind, und wo jede Seele in ihrem dunkeln Laube für die andere reift, das andere mal im Nachsommer des Herzens, wo zwey vertrauende Menschen schweigend, erinnernd und genießend auf der erreichten stillen Höhe neben einander stehen, wie man im Frühling auf einem hohen Gebirge die Sonne über die glänzende Ebene aufgehen sieht, aber das Morgengeschrey der Vögel, die darin und darüber schweben, oben nicht vernimmt.

Jean Paul.

§. 668.

Die werdende Liebe ist die stillste; die schattigen Blumen in diesem Frühlinge meiden, wie die im andern, das Sonnenlicht.

Jean Paul.

§. 669.

Junge Liebe und junge Vögel haben anfangs nur Wärme und Bedecken nöthig, erst später Nahrung.

Jean Paul.

§. 670.

In der ersten Liebe kommt, wie in Shakespears Stücken, nichts auf die bretterne Bühne des Spiels an.

Jean Paul.

§. 671.

In der Liebe ist das Erndtefest der Freude nicht um eine halbe Secunde vom Säetage und Säefest der Freude unterschieden.

Jean Paul.

§. 672.

Welchen Himmel braucht wohl ein Menschenherz, dem ein zweytes verliehen ist? In diesem hohlen Nieten-Leben, wo unsere Wünsche und Zwecke nur Stufen und keinen Gipfel finden, wo unsere Thaten mehr andere als uns beglücken können, und wo die reichste Seele zuletzt als eine zerbröckelte Sandwüste voll zerschlagener Felsen und Krystalle da steht; in diesem Leben werden wir

nur von der Liebe und von einer zweyten Welt gefüllt: und mitten im Todtenhause der Vergänglichkeit und an Gräbern und auf dem eignen Sterbebette fühlet doch ein Herz, das glücklich liebet, nichts als Unsterblichkeit. —

Jean Paul.

§. 673.

Der Liebende will eine große, unbeschreibliche Liebe, — von der er sich nur als den zufälligen und unwerthen Gegenstand glaubt — bloß um selber die höchste zu geben.

Jean Paul.

§. 674.

Die Entbehrungen und Schmerzen der Liebe sind eben selber Erfüllungen und Freuden, und geben Trost, und brauchen keinen, so wie die Sonnenwolken eben das Leuchten der Sonne erzeugen, und die Erdenwolken vertreiben.

Jean Paul.

§. 675.

Kennst du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
Er versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreyt.

Goethe.

§. 676.

Die Liebe stirbt, wie die Menschen, öfter am Uebermaas als am Hunger; sie lebt von Liebe, aber sie gleicht den Alpenpflanzen, die sich vom Einsaugen der nassen Wolken ernähren, und die zu Grunde gehen, wenn man sie besprengt.

Jean Paul.

§. 677.

Die Liebe ist ein Paradies- und Spaßvogel — ein Phönixvogel voll weicher Asche ohne Sonne — ist zwar weiblichen Geschlechts, hat aber, wie die Ziege, Hörner und Bart, so wie wieder deren Ehemann wahre Milch hat. *) Es ist beynahe einerley, was einer über die Liebe sagt oder einwirft; denn alles ist wahr, zu gleicher Zeit.

Jean Paul.

---

*) Nach Bechstein und andern Naturforschern hat der Bock so gut als der Amerikaner Milch, und das alte Sprichwort ist richtig.

§. 678.

Warum will denn die wärmste Liebe noch heißer werden durch Unterbrechen und Versöhnen, und warum richten nur unsere innere Gewitter den höchsten Regenbogen des Friedens auf? — Ach darum ist es, weil alle Leidenschaften ihren Gegenstand für so ewig halten, wie sich, und weil keine Liebe glauben kann, daß ein geliebtes Wesen sterbe; und in diesem Wahn der Unvergänglichkeit stoßen wir harte scharfe Eisfelder so knirschend zusammen, indeß wir, uns so eilig von achtzig Sonnenblicken von Jahren auflösen und erweichen ....

Jean Paul.

§. 679.

Wenn am Leben eine frische Farbe nach der andern verschießt — wenn das Daseyn nun nichts wird, kein Lust- kein Trauerspiel sondern nur ein fades Schauspiel; — so ist dem Menschen noch ein Himmel offen, der ihn aufnimmt, die Liebe. Schließet sich dieser zu, so ist er ewig verdammt.

Jean Paul.

§. 680.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward,
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.
Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton,
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Goethe.

§. 681.

Das Herz, das Herz hat seine eignen Methoden. Wahre Liebe, zumal die eines sanften, aber stark fühlenden weiblichen Herzens tilgt, wenn sie ja getilgt werden kann, nur allein die Zeit in

sehr langen Terminen, ihr Schicksal sey übrigens welches es wolle.

Lichtenberg.

§. 682.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt Untheilbar und unendlich.

Goethe.

§. 683.

O wenn der Mensch nichts mehr zu lieben hat, so umfasset er das Grabmal seiner Liebe, und der Schmerz wird seine Geliebte. Vergebet einander den kurzen Wahnsinn der Klage, denn unter allen Schwächen des Menschen ist das die unschuldigste, wenn er, anstatt gleich dem Zugvogel, sich über den Winter zu erheben und in heitere Zonen zu fliegen, gleich andern Vögeln vor diesem Winter niedersinkt, und dumpf in seinem kalten Grame erstarrt .... Wenn der sympathetische Nerve des Lebens, die Liebe, unterbunden oder durchschnitten ist, der darf schon einmal seufzen und sagen: alles kann der Mensch auf der Erde geduldiger verlieren, als Menschen. — —

Jean Paul.

§. 684.

Unsere verlorne Empfindung, nicht der Gegenstand derselben, die vorige Liebe, nicht die vorige Geliebte ruhen fest über uns, und werfen durch lange, wolkige Jahre die Wärme herab.

Jean Paul.

§. 685.

Menschen von Phantasie söhnen sich leichter mit der ab- als anwesenden Geliebten aus.

Jean Paul.

§. 686.

Hundertmal hätte eine hoffnungslose Liebe abgewendet und die Verwandlung (der Anthropomorphismus) der Liebe in Freundschaft vollendet werden können, wenn die Geliebte nicht lauter verbotene Früchte, verbotene Blätter, verbotene Zweige gehabt, ich meyne, wenn die Freundin dem Freunde nicht das versagt hätte, was ihm ein Freund gegeben hätte, wenn sie nicht auf Küsse und Worte einen Werth gelegt hätte, der einen größern in Gefahr setzte. Aber leider! versagen die meisten nur darum zuviel, weil sie entweder fürchten oder wünschen, nachher zuviel zu geben.

Jean Paul.

§. 687.

Zarter ist Liebe des Weibes, nothwendiger, stiller, auch kürzer;
Thierischer, freyer, allein dauernder liebt auch der Mann.

Bonaventura.

§. 688.

Die Weiber mögen lieber von als in der Liebe sprechen, die Männer umgekehrt.

Jean Paul.

§. 689.

So lange ein Weib liebt, liebt es in einem fort, ein Mann hat dazwischen zu thun.

Jean Paul.

§. 690.

Warum erkennt es denn das Männergeschlecht nicht, daß die Liebende in der Stunde der Liebe ja nichts weiter thun will, als Alles für den Geliebten, daß die Frau für die Liebe alle Kräfte, gegen sie so kleine hat und daß sie mit derselben Seele und in derselben Minute eben so leicht ihr Leben hingäbe, als ihre Tugend? — Und daß

nur der fodernde Theil schlecht sey, besonnen und selbstsüchtig?

Jean Paul.

§. 691.

Nur ein Mann, keine Frau kann eine fremde Liebe gänzlich übersehen; die lange übersehene wird dann selten oder nie eine erwiederte.

Jean Paul.

§. 692.

Die Heftigkeit der Weiber nimmt durch unsere Ruhe zu, weil Kälte starke Liebe stärkt, so wie physische Kälte Starke kräftiger und Schwache kränker macht.

Jean Paul.

§. 693.

Die Weiber begreifen nicht genug, daß die Idee, wenn sie den männlichen Geist erfüllt und erhebt, ihn dann vor der Liebe verschließe, indeß bey Weibern alle Ideen leicht zu Menschen werden.

Jean Paul.

§. 694.

Weiber nehmen in der Liebe aus Schwäche und Feuer das Lachkraut am leichtesten — sie

halten den komischen Heldendichter noch mehr für ihren Helden — und beweisen damit die Unschuld ihres Auslachens.

Jean Paul.

§. 695.

Mädchen voll Liebe werden so leicht scheintodt, als die Pferde englischer Bereiter, oder als betastete Raupen, die sogleich erharten.

Jean Paul.

§. 696.

Wenn einige Schönen die Religion und Liebe in einander gößen und von Gott und dem Liebhaber in einem Odem reden, so thun sie so wenig etwas lächerliches, das sie vielmehr ganz den Skarabeis (gewissen geschnittenen Steinen) gleichen, auf deren vertiefter Seite eine Gottheit und auf deren erhabener ein getroffener Käfer eingeschnitten steht.

Jean Paul.

§. 697.

Die Liebe vermindert die weibliche Feinheit und verstärkt die männliche.

Jean Paul.

§. 698.

Die Liebe ist die italiänische Schule des Mannes und der kräftigere und höhere ist eben der höhern Zartheit fähig, wie auf hohen Bäumen sich das Obst milder und süßer rundet, als auf niedrigen. Nicht an unmännlichen Karaktern entzückt die Milde, sondern an männlichen, wie nicht an unweiblichen die Kraft, sondern an weiblichen.

Jean Paul.

§. 699.

Das männliche Geschlecht will den Stern der Liebe gerade wie die Venus am Himmel, anfangs als träumerischen Hesperus oder Abendstern finden, der die Welt der Träume und Dämmerungen voll Blüthen und Nachtigallen ansagt, — später hingegen als den Morgenstern, der die Helle und Kraft des Tages verkündigt; und es ist zu vereinigen, da beide Sterne Einer sind, nur durch die Zeit der Erscheinung verschieden.

Jean Paul.

§. 700.

Die Männer vermengen so leicht den Reiz einer neuen Liebe mit dem Werth oder der Dauer derselben.

Jean Paul.

§. 701.

Selten findet der Liebende den Empfang der Liebenden dem letzten Bilde ähnlich, das ihm der Abschied mitgegeben; eine weibliche Seele soll — das begehrt der Mann — völlig mit den Flügeln, Stürmen, Himmeln der letzten Minute wieder in die nächste brausen.

Jean Paul.

§. 702.

Die Männer versündigen sich am leichtesten aus Langweile an guten aber langweiligen Herzen.

Jean Paul.

§. 703.

Die geitzigsten Männer haben oft eine Stunde, wo die Liebe aus einem Handelsartikel ein Glaubensartikel wird, die wildesten eine, wo sie den Essig erreichen, der sich versüßet, wenn er die heiße Linie passirt, wie wohl er wieder versauert, wenn er Retour geht.

Jean Paul.

§. 704.

Wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß.

Göthe.

§. 705.

Man kann die Liebe der Großen mit den unschuldigen Blumen vergleichen; — Wie Florens bunte Kinder, bedecken Große ihre Liebe mit nichts; wie sie gatten sie sich, ohne sich zu kennen oder zu lieben; wie Blumen sorgen sie für ihre Kinder nicht, sondern brüten ihre Nachkommen mit einer Theilnahme aus, womit es ein ägyptischer Brütofen thut; ihre Liebe ist sogar eine dem Fenster angefrorne Blume, die in der Wärme zerrinnt. Unter allen chymischen und physiologischen Vereinigungen hat also bloß eine unter den Großen das Gute, daß, da die Personen, die mit einander aufbrausen und Ringe wechseln eine entsetzliche Kälte verbreiten; so findet man die nämliche Merkwürdigkeit und Kälte bloß bey der Vereinigung des mineralischen Laugensalzes und der Salpetersäure, und Herr de Morveau sagt, aus Einfalt, es fall' auf.

Jean Paul.

§. 706.

Rezept zu einer stiftsfähigen französischen Liebe.

Nimm ein wenig Eis — ein wenig Herz — ein wenig Witz — ein wenig Papier — ein wenig

Zeit — ein wenig Weihrauch — und gieß es zusammen und thu es in zwey Personen von Stande; so hast du eine rechte gute französische Fontenellische Liebe. — Als adjuvans oder constituens kann man auch ein Fünftel oder Sechstel Sinne dazu thun.

Rezept zu einer bürgerlichen Liebe.

Nimm zwey junge große Herzen, wasche sie sauber ab in Taufwasser oder Druckerschwärze von deutschen Romanen — gieße heißes Blut und Thränen darüber — setze sie an das Feuer oder an den Vollmond und lasse sie aufwallen — rühre sie fleißig um mit einem Dolche — nimm sie heraus und garnire sie wie Krebse mit Vergißmeinnicht oder andern Feldblumen, und trage sie warm auf: so hast du einen schmackhaften bürgerlichen Herzenskoch.

Jean Paul.

Ehe.

§. 707.

Ein Mittel giebt es dich im Vaterland
Zurückzuhalten. Friedlich ist's und manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkühr. Jedem,
Der's anerkennt, sich's anzueignen weiß,
Verschafft es Glück und Ruhe. Vollbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm,
So wie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst, und ließ dem Glück der
Kühnheit
Und stiller Neigung Raum, sichs zu erwerben.

Goethe.

§. 708.

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe, die gesellige, die lebendige Liebe. Die Philosophie entsteht mit der Ehe. Die Fröhlichkeit lößt allmählig alle Bande. Daher schickt sie sich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befestigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird. Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Festen beywohnen. Ein milder Ernst ist die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Besonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältnisse ihr Beruf.

Novalis.

§. 709.

Himmlischer glänzt kein weiblicher Reiz, wie die
Freude der Mutter,
Ueber ein lächelndes Kind, das ihr den Busen
umspielt.
Maler! wenn euch die Mine gelang, bedarf es
der Strahlen
Nicht um der Heiligen Haupt, welche den Heiland gebar.

R.

§. 710.

Ein Kind veredelt (in den mittlern Ständen) das schlimmste Weib und stellet sich als Sperrkreuz und spanischer Reuter mitten auf ihre Irrwege und in ihre Maulwurfsgänge. So ists auch eine gemeine Bemerkung, daß die Zwiebel der Kaiserkrone ihren Gift ablegt, sobald sie nur ein einzigesmal getrieben hat. Die Mutterliebe durchgreift mit tausend Wurzelzweigen das ganze weibliche Herz, sie zieht alles Blut, sogar das verdorbene in sich an, und überwächst und verdrängt jede Nebenpflanze und blüht endlich ganz allein auf dem umflochtenen Boden. Die weibliche Brust, in der so viel Haß gegen so viele Mütter ist, wird doch liebend vom Anblick der Kinder dieser Mütter bewegt, und je jünger, d. h. hülfloser die kleinen Gestalten sind, desto lieber möchte jede sie an den Busen drücken, und desto leichter geht die Verwechslung mit nähern von Statten.

Jean Paul.

§. 711.

Wahrlich, ein Mann muß nie über die mit einer Ewigkeit bedeckte Schöpfungsminute der Welt nachgesonnen haben, der nicht eine Frau,

deren Lebensfaden eine verhüllte unendliche Hand zu einem zweyten spinnt, und die den Uebergang vom Nichts zum Seyn, von der Ewigkeit in die Zeit verhüllt, mit philosophischer Verehrung anblickt. — Aber noch weniger muß ein Mann je empfunden haben, dessen Seele vor einer Frau in einem Zustande, wo sie einem unbekannten, ungesehenen Wesen noch mehr aufopfert, als wir dem Bekannten, nämlich Nächte, Freuden, und oft das Leben — sich nicht tiefer und mit größerer Rührung bückt, als er vor einem ganzen singenden Nonnen-Orgester auf ihrer Sarawüste; und schlimmer als beyde ist einer, dem nicht seine eigne Mutter alle andre Mütter verehrungswürdig macht.

Jean Paul.

§. 712.

Die Zeiten sind für uns vorüber, wo Liebe noch das Recht besaß, glückliche Ehen zu schließen. Sie hat es dem Bedürfnisse, der Pflege, dem Durste nach Reichthum abtreten müssen; und wem kann es entgehen, wie grausam sie sich deßhalb gerächt hat? Die Nothwendigkeit, sich da früh schon loszureißen, wo das Herz das ganze Leben hindurch so gern verweilt hätte, und seine

Empfindungen an Sprünge zu gewöhnen, raubte schon manchem die Fähigkeit sich zu fixiren, und durch einen Gegenstand anhaltend glücklich zu seyn. Dieses Bewußtseyn der Unstätigkeit läßt meistens die Söhne der konventionellen Welt dann, wenn sie nach einer ziemlichen Abkühlung ihrer Sinne an eine ehelige — wie sie gewöhnlich genannt wird — solide Verbindung zu denken berechtigt sind, vor den sanften Fesseln der Liebe, wie vor Sklavenketten, zurückbeben, und nur noch die Rücksicht auf ein einsames, schwächliches Alter kann sie vermögen, ihren Nacken in das Joch der Ehe zu beugen, und ihre Freiheit gegen eine Pflegerin zu vertauschen. — So arm haben wir uns selbst gemacht! —

* * *

§. 713.

Für mich, ich gestehe es aufrichtig, wäre ein Ehekontrakt etwas so peinliches und widersinniges, als wenn ich meine Liebesbriefe erst von einem kaiserlichen Notarius müste vidimiren und kontrasigniren lassen: beym Himmel! die leichte Blume der Liebe, deren Duft den Wagebalken nicht zieht, wie Tulpenzwiebeln, so auf der Heuwage der Justiz zu sehen, zwey Herzen auf der kalten

Raths- und Fleischwage der Eltern und Advokaten, die in die Schaalen bloß Häußer, Felder und Zinn aufthürmen . . . das mag den Interessenten so wohl thun, wie dem trunkenen Säugling und Zögling einer Muse und der Philosophie, wenn er die Abend- und Morgenandachten vor seiner Göttin in den Buchladen tragen, und nun die Andachten ins Geld setzen, und an sie Kontrakte und Ellenmaaß appliziren muß.

Jean Paul.

§. 714.

In Haleb werden die Augen einer jüdischen Braut mit Harz zugeklebt, und bloß vom Bräutigam aufgezogen; bey uns hingegen sind gerade seine zugepappt, und sie gehen ihm oft zu gleicher Zeit auf und über. Die Braut kann es von jeder Magd erfahren, daß ihr Sponsus keine Mores, kein Sitzfleisch, ausser auf dem Sattel, und keine Gedult besitze; daß er in der Messe mit keinen Banquiers Geschäfte mache, ausser mit denen an der Pharaobank, und daß er seinen Reitknecht unchristlich prügelte, fast mehr als den Gaul, — oder auch das Gegentheil von allem kann sie erfragen. Hingegen die Braut steckt in

einer langen Karaktermaske, aus der erst die Kränzeljungfer sie entkleidet, und die ihr nicht wieder an den Leib kommt, ausser wie anderer Putz, wenn sie Besuche macht oder empfängt; und war vorher ihre Sonnenfinsterniß ganz Europa unsichtbar, so nimmt diese durch den Ehering bis zu einer ringförmigen von so vielen Zollen zu, daß die ehrliche Haut von Mann nichts erwartet, als den jüngsten Tag.

Jean Paul.

§. 715.

Gemeine Leute scheidet das Konsistorium erst von Tisch und Bett, wenn sie einander geehlicht: aber die Vornehmern trennt der Priester von Nachttisch und Gastbett schon dadurch, daß er sie kopulirt.

Jean Paul.

§. 716.

Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur eine

werden sollen. Ein artiger Gedanke, dessen Realisirung jedoch große Schwierigkeiten zu haben scheint. Schon darum sollte die Willkühr, die wohl ein Wort mitreden darf, wenn es darauf ankommt, ob ein Individuum für sich, oder der integrante Theil einer gemeinschaftlichen Personalität seyn will, hier so wenig als möglich beschränkt werden; und es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte. Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammen halten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte.

Schlegel.

§. 717.

Was man eine glückliche Ehe nennt verhält sich zur Liebe, wie ein korrektes Gedicht zu einem improvisirten Gesang.

Schlegel.

§. 718.

Die Ehe legt die Blume mit einem scharfen Eisenring an ihren Stab peinlich gefangen — Liebe ohne Freiheit ist nichts als Heucheley und

Haß — und das Handeln nach der sogenannten Moral ist so viel, als wenn einer nach der Logik die er vor sich hat, denken oder dichten wollte, und die Energie, der Wille, das Herz der Liebe ist etwas höheres als Moral und Logik. . . Der Traualtar ist der Richtplatz der weiblichen Freyheit, der Scheiterhaufen der schönsten und freyesten Liebe; das Heldengedicht der Liebe wird dann höchstens zum Schäfergedicht der Ehe.

Jean Paul.

§. 719.

Liebe ohne Ehe gleicht einem Zugvogel, der sich auf einen Mastbaum setzt, der selber zieht; ich lobe mir einen hübschen grünen Wurzelbaum, der da bleibt, und ein Nest annimmt.

Jean Paul.

§. 720.

Was die wahre Freundschaft und noch mehr das glückliche Band der Ehe so entzückend macht, ist die Erweiterung seines Ichs, und zwar über ein Feld hinaus, das sich im einzelnen Menschen durch keine Kraft schaffen läßt. Zwey Seelen, die sich vereinigen, vereinigen sich doch nie so ganz, daß nicht immer noch der beyden so vor-

theilhafte Unterschied bliebe, der die Mittheilung so angenehm macht. Wer sich sein eignes Leiden klagt, klagt es sicherlich vergeblich; wer es der Frau klagt, klagt es einem Selbst, das helfen kann, und schon durch die Theilnahme hilft. Und wer gern sein Verdienst gerühmt hört, findet in ihr ebenfalls ein Publikum, gegen welches er sich rühmen kann, ohne Gefahr, sich lächerlich zu machen. Lichtenberg.

§. 721.

Es ist sonderbar, daß man es einem Manne verargt, der eine Frau auf die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist: und welche ist höher, als das Regiment des Hauses? Wenn der Mann sich mit äussern Verhältnissen quält, wenn er die Besitzthümer herbeyschaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umständen abhängt, und, ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politisch seyn muß, wo er gern vernünftig wäre, versteckt, wo er offen, falsch, wo er redlich zu seyn wünschte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Har-

monie mit sich selbst, in jedem Augenblicke aufgeben muß, indessen herrscht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück im Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen? daß wir wirklich Herrn über die Mittel zu unserm Zwecke sind. Und wo sollen, wo können unsre nächsten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fodern wir sie, als da, wo wir aufstehen und uns niederlegen? wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unsrigen immer bereit seyn soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfodert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten, lebendigen Folge durchzuführen? Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage, so wie der Nacht vorzustehen? sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln? Hat ein Weib einmal

dieſe innere Herrſchaft ergriffen, ſo macht ſie den Mann, den ſie liebt, erſt allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerkſamkeit erwirbt alle Kenntniſſe, und ihre Thätigkeit weiß ſie alle zu benutzen. So iſt ſie von niemand abhängig und verſchafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häußliche, die innere; das was er beſitzt, ſieht er geſichert, was er erwirbt, gut benutzt, und ſo kann er ſein Gemüth nach großen Gegenſtänden wenden, und wenn das Glück gut iſt, das dem Staate ſeyn, was ſeiner Gattin zu Hauſe ſo wohl anſteht.

Goethe.

§. 722.

In der Ehe will — ſtatt einer Schönen in der Liebe — der Mann eine Männin. Verrechne dich nicht. Jede Arbeit giebt euch ſogleich den Schein der Kälte und dieſe dazu; eben ſo gehts dem Manne; wie ſoll der Schwager zugleich Kopf und Hände voll haben, und das Herz dazu? — Es iſt mit der Ehe wie mit dem Wetter; hat ſich dieſes einmal beſtimmt, wie z. B. das Frühjahr zur Trockenheit, ſo bedeuten alle Zeichen des Regens keinen, oder nur Wind; ſo kündigen in einer Ehe, die ein Frühjahr iſt, die ſchlimmſten

Wetterzeichen, das rothe Aufgehen der Sonne, das Wasserziehen, das Aufsteigen des Nebels und das Krähen des Hahns nicht viel mehr an, als einen windigen Tag und einen — ähnlichen Propheten; denn das einfältige Herz sogleich: „das ist das Loos des Schönen in der Ehe auf der Welt!“ Freylich; eben so bedeutet in einer herbstlichen, septembrisirenden Ehe die Versöhnung nur einen frischen Zank.

Jean Paul.

§. 723.

Die Ehe muß, gleich einem Winterhause, weder zu warm noch zu kalt gehalten werden, damit die Gewächse weder erfrieren noch treiben.

Jean Paul.

§. 724.

Ich stehe zwar voll Rührung und Glückwünsche neben dem Kusse zweyer Freundinnen, und neben der Umarmung von zwey tugendhaften Liebenden, und aus dem Feuer ihrer Altäre fliegen Funken in mich; aber was ist diese Erwärmung gegen die sympathetische Erhebung, wenn ich zwey Menschen gebückt unter einerley Bürden, verknüpft zu einerley Pflichten, angefeuert von derselben Sorge für einerley kleine Lieblinge einander in

einer schönen Stunde an die überwallenden Herzen fallen sehe? Und wenn es vollends zwey Menschen sind, die schon die Trauerschleppe des Lebens, nämlich das Alter tragen; deren Haare und Wangen schon ohne Farbe, deren Augen ohne Feuer sind, und deren Angesicht tausend Dornen zu Bildern der Leiden ausgestochen haben; wenn diese sich umfangen mit so müden alten Armen, und so nahe am Abhange ihrer Gräber und wenn sie sagen oder denken: „es ist uns alles abgestorben, aber doch unsre Liebe nicht — o wir haben lange mit einander gelebt und gelitten, nun wollen wir auch zugleich dem Tode die Hände geben und uns mit einander wegführen lassen“ — so rufet alles in uns auf: o Liebe, dein Funke ist über der Zeit, er glimmt weder an der Freude noch an der Rosenwange; er erlischt nicht unter tausend Thränen, noch unter dem Sehnen des Alters, noch unter der Asche deines Geliebten. — Er erlischt nie: und du Allmächtiger, wenn es keine ewige Liebe gäbe, so gäb' es ja gar keine!

Jean Paul.

§. 725.

Eheleute haben, da die Rota längst das hun-

dertjährige Jubiläum in vier fünf und zwanzig jährige Jubelfeste ausgeschnitten, doppelten Grund zur ungesäumten Feyer der schönsten Stunden — nämlich die jetzige Kürze des Lebens und des ehelichen Friedens — sie sollten die Silberhochzeit schon von Jahrzehend zu Jahrzehend feyern, wenn nicht etwa gar schon in die Flitterwochen diese säkularischen Spiele gehören.

Jean Paul.

§. 726.

Der Gatte zieht sein Weib unwiederstehlich
In seines Kreises abgeschloßne Bahn,
Dorthin ist sie gebannt, sie kann sich nicht,
Aus eigner Kraft, besondre Wege wählen,
Aus niederm Zustand führt er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder.
Verschwunden ist die frühere Gestalt.
Verloschen jede Spur vergangner Tage.
Was sie gewann, wer will es ihr entreissen?
Was sie verlor, wer giebt es ihr zurück?

Göthe.

§. 727.

Jede Frau aus einem höhern Zirkel muß froh seyn, daß sie vom Manne, an den sie gekettet ist, nichts zu behalten braucht, als sein Bild am

Ringe, wie Prometheus, da Jupiter einmal geschworen, ihn 30000 Jahre am Kaukasus gelöthet zu lassen, während derselben bloß ein wenig von dieser Bastille an der Hand getragen an einem Fingerring.

Jean Paul.

§. 728.

Einen Eifersüchtigen bekehren die zwölf Apostel und die zwölf kleinen Propheten nicht; wenn er am Sonntage kurirt ist, so wird er am Montage wieder krank, am Dienstage raset er und am Mittwoche könnt ihr ihn wieder losbinden; er ist matt und klug und — passet nur auf.

Jean Paul.

Das Leben.

§. 729.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das
will ich dir sagen:
Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner
und Buch.

Göthe.

§. 730.

Nicht nur der Ein- und Ausgang des Lebens ist vielfach verschleyert, auch die kurze Bahn selber; wie um ägyptische Tempel, so liegen Sphinxe um den größten Tempel, und anders als bey der Sphinx, lößt das Räthsel nur der, welcher stirbt.

Jean Paul.

§. 731.

Unser ganzes Leben ist ein nie wiederkehren-

der Geburtstag der Ewigkeit, den wir darum heiliger und freudiger begehen sollten.

Jean Paul.

§. 732.

Es ist für des Menschen Rechtfertigung hinreichend, wenn er so gelebt hat, daß er seiner Tugenden wegen Vergebung für seine Fehler verdient.

Lichtenberg.

§. 733.

— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

§. 734.

Die Todten sind eingelegtes Bildwerk der Erde und wir erhobenes, wir sind Bilder, welche die Bilderuhr der Zeit unter dem Ausschlagen einer Stunde herausdrehet und dann zurückreiset.

Jean Paul.

§. 735.

Der Mensch hält sein Leben für das der Menschheit, wie die Bienen das Tropfen ihres Bienenstandes, wenn schon die Sonne wieder scheint, für Regen nehmen, und nicht ausfliegen;

aber er begeht täglich einen kleinern Irrthum: Anfangs hält er für eine Ewigkeit, (für diese aristotelische Zeit-Einheit des Schauspiels des Seyns) seine gegenwärtige Stunde — dann seine Jugend — dann sein Leben — dann sein Jahrhundert — dann die Dauer des Erdballs — dann der Sonne ihre — dann der Himmel ihre — dann (das ist der kleinste Irrthum) die Zeit . . .

Jean Paul.

§. 736.

Diese kurze Erdparthie, die du das Leben nennst, ist nur ein kurzer schwüler Dezembertag — unsere Freuden sind Torso's — unsere Erinnerungen Ruinen in einem Park — unsere Liebe ist eine ewige Sehnsucht und unsere Jugend nur ein süßer Seufzer.

Jean Paul.

§. 737.

Ich glaube, daß wir gleich Menschen in den polnischen Steinsalzbergwerken, unter und in der Erde leben, — daß wir in dem auf ihr liegenden Himmel oben nie gegangen sind, — daß aber doch an der Ein- und Ausfarth eine blaue

Stelle, ein Blitz des überirrdischen Tages zu uns niederkomme, vor welchem das elende Flimmern des Salinen-Souterains erlischt — und daß wir eben darum, bis wir oben ins Freye hinauf sind, uns so unendlich sehnen.

Jean Paul.

§. 738.

Was ist das Leben weiter, als eine gläserne Himmelspforte. Sie zeigt uns das Schönste und jedes Glück, aber sie ist nicht offen.

Jean Paul.

§. 739.

Man steigt den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberge zu sterben.

Jean Paul.

§. 740.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier,
Wie Schatten auf den Wogen, schweben
Und schwinden wir;
Und messen unsre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, und wissen's nicht, in Mitte
Der Ewigkeit!

Herder.

§. 741.

Das Leben ist für so viele ein thierischer, dicker Mitternachtstraum, bey andern eine tappende Schlaftrunkenheit, bey wenigen ein tagender Morgentraum.

Jean Paul.

§. 742.

Wie traurige Träume eine angenehme Zukunft bedeuten; so wird es mit dem Traum des Lebens seyn, wenn er aus ist.

Jean Paul.

§. 743.

Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden.

Novalis.

§. 744.

O wie licht ist das Leben! Das Wachen ist nicht bloß ein hellerer Traum; dieser Affe des heiligen Bewußtseyns stirbt vor den Füßen des wachen innern Menschen, das geträumte Erwachen wird vom wahren vernichtet, und so werden einmal von der Ewigkeit alle unsere Träume über sie vertilgt.

Jean Paul.

§. 745.

Der transzendentale Gesichtspunkt für dieses Leben erwartet uns; — dort wird es uns erst bedeutend werden. Schlegel.

§. 746.

Ach das Leben wird, wie das Meerwasser, nicht eher süß, als bis es gen Himmel steigt!

Jean Paul.

§. 747.

Mit welchen kühnen, abentheuerlichen Formen steigt unser Lebensgewölke den Himmel hinan, eh' es verschwindet!

Jean Paul.

§. 748.

Das Leben wird, wie die Träume gegen Morgen immer klarer und geordneter, und rückt weiter auseinander, je länger es währt, und je näher sein Ende ist. Im Alter kann es wohl keine Täuschungen mehr geben, es müßten denn — traurige seyn. — Jean Paul.

§. 749.

Fließe, des Lebens Strom, du gehst in Wellen vorüber
Wo mit wechselnder Höh eine die andre begräbt.
Mühe folget der Mühe, doch kenn' ich süßere Freuden
Als besiegte Gefahr, oder vollendete Müh?
Leben ist Lebenslohn; Gefühl sein ewiger Kampfpreis;
Fließe, wogiger Strom, nirgend ein stehender Sumpf!

Schiller.

§. 750.

Das Leben ist des Lebens Pfand, es ruht
Nur auf sich selbst, und muß sich selbst verbürgen.

Goethe.

§. 751.

Es giebt Augenblicke, wo die beyden Welten, die irrdische und die geistige nahe an einander vorüberstreifen, und wo Erdentag und Himmelsnacht sich in Dämmerungen berühren. Wie die Schatten der himmlischen Glanzwolken über die Blüthen und Ernten der Erde weglaufen, so wirft

überall der Himmel auf die gemeine Fläche der Wirklichkeit seine leichten Schatten und Wiederscheine.

Jean Paul.

§. 752.

Es giebt Stunden, in denen das Leben des Menschen einen gewaltsamen und schnellen Anlauf nimmt, wo die Blüthen plötzlich aufbrechen und alles sich verändert in und um den Menschen.

Tieck.

§. 753.

Nur der kleinste Theil des Lebens giebt einer arbeitenden Seele Alpen — Revolutionen — Rheinfälle — Wormser Reichstage — und Kriege mit Xerxes und es ist so für das Ganze auch besser; der längere Theil des Lebens ist ein wie eine Tenne platt geschlagener Anger, ohne erhabene Gotthardsberge, oft ein langweiliges Eisfeld, ohne einen einzigen Gletscher voll Morgenroth.

Jean Paul.

§. 754.

Es kehren bey jedem Menschen Stunden ein, in denen er nicht weiß, was er mit sich selber anfangen soll, wo er herumgreift, und nach al-

len seinen Talenten, Kenntnissen oder Narrheiten sucht, um sich zu trösten; und nichts will ihm helfen. Oft ist unser eignes närrisches Herz die Quelle dieser Uebel.

Tieck.

§. 755.

Im Erdenleben sind gerade die Jahre kurz, die Lebensalter noch kürzer, und das Leben am kürzesten; aber die Tage sind lang, die Stunden noch länger, und die Minuten oft Ewigkeiten.

Jean Paul.

§. 756.

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen
Daß er die Schwere des Daseyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Schiller.

§. 757.

Ist nicht in unser Leben, wie in den Ziz, nur der Umriß durch feste Formen gedruckt, und sind nicht die Blumen erst vom Menschen selber in die leeren Räume einzumalen?

Jean Paul.

§. 758.

Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefrischte Phantasie, um unsere lebensarme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt; ist's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu errathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?

Goethe.

§. 759.

Ist es nicht äusserst human, immer das Beste, das Menschlichste anzunehmen? Unser ganzes Leben ist so schaal, so prosaisch, daß wir ohne poetische Fiktionen gar nicht leben können; die Wirklichkeit wird uns bald, zu bald zur Last, und wir müssen sie mit den Bildern unserer Phantasie überkleben, um sie lieben zu können.

Cambocciaden.

§. 761.

Uns alle zieht eine Garnitur von faden flachen Tagen, wie von Glasperlen in's Grab, die nur zuweilen eine orientalische, wie ein Knoten abtheilt. Aber man stirbt murrend, wenn man nicht sein Leben wie eine Trommel ansieht; diese hat nur einen einzigen Ton, aber die Verschiedenheit des Zeitmaases giebt diesem Tone Belustigung genug.

Jean Paul.

§. 761.

Wir treten aus den neun Millionen Quadratmeilen gemeiner Erde doch einige poetische Länder heraus durch ein poetisches Herz!

Jean Paul.

§. 762.

Leute, deren Kopf voll poetischer Kreaturen ist, finden auch ausserhalb desselben keine geringern. Dem ächten Dichter ist das ganze Leben dramatisch, alle Nachbaren sind ihm Karaktere, alle fremde Schmerzen sind ihm süße der Illusion, alles erscheint ihm beweglich, erhoben, arkadisch, fliehend und froh und er kommt nie dahinter, wie bürgerlich-eng einem armen Archivsekretär — gesetzt er

wäre das selber — zu Muthe ist. Denn ist er selber bürgerlich unglücklich, z. B. ein Träger des Lazarus-Ordens: so kommt es ihm vor, als mach' er eine Gastrolle in Gay's Bettleroper, das Schicksal ist der Theaterdichter und Frau und Kind sind die stehende Truppe. —

Und wahrlich der Philosoph und der Mensch dürfen hier nicht anders denken, als der Dichter; und der für den das äussere (bürgerliche, physische) Leben mehr ist, als eine Rolle; der ist ein Komödiantenkind, das seine Rolle mit seinem Leben verwirrt, und das auf dem Theater zu weinen anfängt. Dieser Gesichtspunkt, der metaphorischer scheint, als er ist, erhebt zu einer Standhaftigkeit, die erhabener, seltener und süßer ist, als die stoische Apathie und die uns an der Freude alles empfinden läßt, ausgenommen ihren Verlust.

Jean Paul.

§. 763.

Der Mensch hat die schwere Doppelrolle auf der Erde zu machen, daß er seinen Geist erhebt, indem er seine Bedürfnisse abfüttert, und gleich den Gemsen am Berge aufwärts klettert indem er frißt — oder auch die, daß er das Erdenleben in das

künftige einwebt, wie der Mond, indem er um diese kothige Erde läuft, doch auch mit die Sonne umschifft. Jean Paul.

§. 764.

Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beyde und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund des Daseyns, das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkührliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sey. Heißt das etwas weiter, als sogar seinem eignen Verstande entsagen, und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu seyn, indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren lassen, und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben ...

Mit diesen Gesinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, niemand sein Geld im Beutel behalten; denn es giebt Anläße genug, beydes los zu werden. Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiß, was ihm und andern nütze ist, und seine Willkühr zu beschränken arbeitet. Jeder hat sein Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst, wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgebildet seyn.

Goethe.

§. 765.

Jeden Augenblick des Lebens, er falle aus welcher Hand des Schicksals er wolle uns zu, den günstigen, so wie den ungünstigen zum bestmöglichen zu machen, darin besteht die Kunst des Lebens und das eigentliche Vorrecht eines vernünftigen Wesens.

Lichtenberg.

§. 766.

Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten gleich geflügelten Weberschifchen,

vor uns sich hin und wieder bewegen, und unaufhaltsam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen und angelegt haben.

Goethe.

§. 767.

Sich der unvermutheten Vortheile in seinem Leben so zu bedienen wissen, daß die Leute glauben, man habe sie vorhergesehen und gewünscht, heißt oft Glück und macht den Mann in der Welt. Ja diese Regel bloß zu wissen und immer im Geiste zu haben, ist schon eine Stärkung.

Lichtenberg.

§. 768.

Die Zufälle des Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans.

Novalis.

§. 769.

Die meisten jetzigen Biographen (worunter auch die Romanciers gehören) haben den Spinnen

wohl das Spinnen aber nicht das Weben abgesehen.

Jean Paul.

§. 770.

Reine Autobiographieen werden geschrieben: entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, wohin Rousseau mit gehört, oder von einer derben künstlerischen oder abentheuerlichen Eigenliebe, wie die des Benevenuto Cellini; oder von gebornen Geschichtschreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind; oder von Frauen, die auch mit der Nachwelt kokettiren; oder von sorglichen Gemüthern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten, und sich selbst nicht ohne Erläuterung aus der Welt gehen lassen können; oder sie sind ohne weiters bloß als Plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine große Klasse unter den Autobiographen machen die Autopseusten aus.

Schlegel.

§. 771.

Wehe den thörichten neuen Weisen, welche, aus innerer Armuth und Krankheit des Geistes, die Menschenwelt als einen nichtswürdigen In-

sektenhaufen ansehen, und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der Tausend wimmelnden Leben auf dieser Erde zu einem trägen, mürrischen Trübsinn oder zu frecher Verzweiflung sich verleiten lassen, worin sie das höchste Ziel zu erschwingen glauben, wenn sie ihr Leben als eine leere Hülse muthwillig zu zerdrücken und zu zerquetschen streben. Wer so das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Mensch Begriff hat, und deren Schaubühne und Uebungsplatz allein das Leben ist. — Ein großer Unterschied ist es, ob man sein Gewerbe selbst verachtet, oder ob man bescheiden seine Arbeit gering anschlägt, sein Gewerbe aber liebt, ja bloß zu eigener Freude zu treiben scheint. — Freylich sind wir nur Tropfen im Ocean; freylich tanzen wir alle, ein wimmelnder Reigen, nach kurzem Daseyn dem Tode in die Arme: allein unser Geist übersteigt doch die engen Schranken, in ihm wohnen ja die unnennbaren, uns selber unbegreiflichen Kräfte, welche den Himmel und die ganze Erde, welche Zeit und Ewigkeit in den engen Raum zwischen Geburt und Grab zu verpflanzen fähig sind. — Unser Leben ist eine leichte Brücke, von einem dunkeln Lande zum an-

dern hinübergeschlagen: so lange wir darauf gehen, sehen wir das ganze himmlische Firmament im Wasser sich spiegeln.

Tieck.

§. 772.

Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern strenge seyn; du lernst es auch.
So wunderbar ist dieß Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß keiner mit sich selbst, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten;
Zu handeln und auf seinen Weg zu sehen,
Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht:
Denn selten schätzt er recht, was er gethan,
Und was er thut, weiß er fast nicht zu schätzen.

Goethe.

§. 773.

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

Lichtenberg.

§. 774.

Die Menschen ziehen wie die Raupen einen Faden über den zurückgelegten Weg im Labyrinth, haben aber keinen für den künftigen, und sind daher nur für die Vergangenheit weise.

Jean Paul.

§. 775.

Welche Menschen haben auser den Stunden- Wochen- Jahrs- und Amtsplanen noch einen Lebensplan? oder hinter wechselnden Interimsplanen einen Normalplan? Die Gier, der Zufall, der Hang, die Noth stechen ihnen das Spornrad ins Herz und sie rennen blutend dahin — unterwegs begegnet ihnen ein Ziel, und es wird der Meilenzeicher oder die Schwelle einer neuen Rennbahn — und so müssen diese ewigen Juden nur laufen, nie ankommen. Alle ihre Mittel sind klüger, dauerhafter und angenehmer, als ihre Zwecke, wie die ungarischen Vorstädte bevölkerter sind, oder die Wiener moderner, als die Stadt selber. Diese finstere Dumpfheit der menschlichen Wünsche ist nicht größer, als dieselbe Dumpfheit ihrer Meynungen die sie Jahrzehende lang in ihrem Kopfe, frey und ohne Pestkordon aus- und ein-

fliegen lassen können, bis sie Noth und Zufall zum Beschauen drängen. Wer kann von euch schlafenden Thoren die Finger aufheben, und wenn ich frage: was glaubst und was willst du, keck beschwören: das! das! das?

Jean Paul.

§. 776.

Wie schaal und abgeschmackt ist solch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben stets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt,
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt.

Goethe.

§. 777.

Daß die Kinder nicht wissen was sie wollen, darin sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig: daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wissen, woher sie kommen, und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden; das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Göthe.

§. 778.

Ach was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen bauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie ers treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und, wer steht, daß er nicht falle.

Göthe.

§. 779.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen.
In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh
Und schnelle Leiden unsre Freuden auf.
Nichts ist beständig! Manches Mißverhältniß
Löst unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie.

Goethe.

§. 780.

Die wahre Mitte ist nur die, zu der man immer wieder zurückkehrt von den eccentrischen Bahnen der Begeisterung und der Energie. Ueberhaupt, wie alle absolute Absonderung austrocknet und zur Selbstvernichtung führt, so ist doch keine thörichter als die, das Leben selbst wie ein gemeines Handwerk zu isoliren und zu beschränken, da das wahre des menschlichen Lebens in der Ganzheit, Vollständigkeit und freyen Thätigkeit aller Kräfte besteht. In wem sich weiter nichts regt, der geht dann freylich nicht den falschen Weg; aber wer nur auf einem Punkte klebt, ist nichts als eine vernünftige Auster.

Schlegel.

§. 781.

Ist denn das Leben eine Rennbahn, wo man sogleich wieder umkehren muß, wenn man das äusserste Ende erreicht hat? Uns steht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein unverrücktes Ziel da, von dem man sich eben so schnell mit raschen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt; anstatt daß jeder andere,

der nach irrdischen Waaren strebt, sie in den verschiedenen Himmelsgegenden, oder wohl gar auf der Messe und dem Jahrmarkt anschaffen kann.

Göthe.

§. 782.

Ach, wann könnte der Mensch sagen: „Nun bin ich, wo ich seyn will?“ — Indem er zu seinem Ruhebette, ich weiß nicht, hinauf oder hinabsteigt, kehrt er sich oft müde nur auf einer breiten Staffel um, und setzt sich darauf an die andern gelehnt und sagt: „endlich hab' ich meine Ruhebank.“ — Der lange Gang des Menschen ist ein Ersteigen des Münsterthurms: nach 325 schwer erreichten Stufen findet er einen freyen Platz und ein Wächterhäuschen, und hier schreibt er seinem Namen in Stein und geht wieder hinab; einer und der andere klettert von da aus erst zum Knopf und hat die Aussicht der Unermeßlichkeit, und dann steigt oder stürzt er auch hinab.

Jean Paul.

§. 783.

Eine neue Rolle des Lebens spielt der Mensch am wärmsten und besten; über unsern Antritts-

predigten schwebt der heilige Geist brütend mit Taubenflügeln, — nur später liegen die Eier kalt.

Jean Paul.

§. 784.

Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äussere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet ist. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entsteht nur ein desto größerer Widerspruch, je weniger der Mensch bemerkt, daß er zu dem neuen Zustande noch nicht ausgebildet sey.

Goethe.

§. 785.

Früchte bringet das Leben dem Mann, doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

Goethe.

§. 786.

O in diesem wildverwachsenen Leben ist kein Schritt, sogar in den blühenden Lustgängen ganz

sicher, und mitten in der Fülle dieses Kunstgartens erwartet dich ein fremder finsterer Giftbaum und hauchet kalte Gifte in das Leben! — Daher war es sonst besser als die Menschen noch demüthig waren und zu Gott beteten in der großen Entzückung; denn neben dem Unendlichen senkt sich das feurige Auge und weinet, aber nur aus Dankbarkeit.

Jean Paul.

§. 787.

Jahre und Geschäfte, ach! das Leben selber ziehen den Menschen immer weiter herab, anfangs aus dem Himmel in den Aether, dann aus dem Aether in die Luft, dann aus der Luft auf die Erde.

Jean Paul.

§. 788.

Manche gehen mit ihrem Leben um wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geist verdampft.

A. W. Schlegel.

§. 789.

Wie wundervoll und schön ist es, sich oft mit allen Gedanken in der nächsten Gegenwart zu ver-

verlieren, und das Treiben des geheimnißvollen Lebens so recht eigentlich zu merken und zu spüren! Wir werden uns dann selbst zurückgegeben, und treffen süße Gefühle und Ahndungen wieder an, die uns vielleicht schon seit der Kindheit verließen.

So geht es uns zu mancher Zeit, wenn wir die unmündige Menschheit betrachten, wenn wir unsern Blick einmal recht eigentlich auf diese verschloßnen Knospen heften, in deren unbefangenen Lächeln, in ihren süßen, heitern Augen die jammervolle Zukunft schläft; die sich so innig genießen und nichts weiter zu wissen streben. Wenn wir der Kinder holdseliges Angesicht betrachten, so vergessen wir gern und leicht die Verwicklungen der Welt, das Auge vertieft sich in den wunderbaren reinen Zügen, und wie Propheten einer schönen Zukunft wie zarte Pflanzen, die unerklärlich aus der längst entflohenen goldenen Zeit zurückgekommen sind, stehen die Kinder unter uns. Wir wissen uns nicht darein zu finden, daß diese Gestalten mit uns um den Bronn des Lebens sitzen. und noch nichts thun, als sich selber darin beschauen. Wir sehen mit ihnen hinab, und können uns nicht genug darüber verwundern, daß das das Leben sey. So kömmt denn in unsere Seele

die Erinnerung der himmelsüßen Unschuld, immer tiefer, ernster und heiterer schauen wir in das spiegelnde Gewässer hinab, und glauben am Ende nichts wahrzunehmen als uns, und über unserm Haupte die lichten Wolken, wie im Begriff, als Glorie herunter zu steigen, und uns mit Strahlen zu umflechten.

Wie durch den dichten Wald oft wunderliche Töne laufen, die wir niemals finden, so giebt es seine Seelen von Gedanken, wie ich sie nennen möchte, die niemals in uns wohnhaft werden, die uns nur aus der Ferne grüßen und locken, wir wenden Sinn und Geist danach, und haschen und erringen sie nie, oft gewahren wir sie nur wie ein fortschwebendes Gebilde, wie unstäte Erinnerung. Je älter sich der Mensch in seine irrdische Hülle hineinlebt, um so mehr gewöhnt er sich an alle Erscheinungen in- und ausser ihm, er zieht sich immer mehr in das Dunkelste des Erdenlebens zurück, und meynt dann, er bewohne die Klarheit; es flimmert und blitzt nur selten mehr in seine Seele von oben hinein, und wenn er auch die wunderseltsamen, heilverkündenden Lichter gewahrt, so hält er sie nur allzugern für Täuschung.

Dieser Atherschimmer, diese Erinnerungen der Engelswelt leben und regen sich noch frisch im Kindergeiste; der dunkle Schatten der Erdgegenstände ist noch nicht verfinsternd in den Glanz hineingerückt, die irrdischen Geschäfte, die hiesigen Leidenschaften und Entwürfe, diese träge Liebe und dieser wilde Haß, alles liegt noch weit zurück, wie eine unkenntliche Verzerrung: und darum stehen die Kindlein wie große Propheten unter uns, die uns in verklärter Sprache predigen, die wir nicht verstehen. Zu oft suchen wir mühsam im Kindes-Antlitz den künftigen Mann, aber schöner und erfreulicher ist es, im Manne die Spuren seiner Kindheit aufzusuchen, und die Glücklichsten sind die zu nennen, in denen der Stempel sich am wenigsten verwischt hat. Denn sind die Menschen nicht verdorbene, ungerathene Kinder? sie sind nicht vorwärts, sondern zurückgegangen; das Kind ist die schöne Menschheit selbst.

Tieck

§. 790.

Schöner, du liebliches Kind! erblickt' ich die Blüthen der Unschuld
Nimmer; die Grazien selbst pflegen und freuen sich dein.

Lächle denn und spiele getrost mit dem Räthsel des Lebens,
Spät erst weine, wie ich, wenn dir die Weisheit es löst!

R.

§. 791.

O wohl dir, wenn dir das Auge noch verhüllet ist über die Thorheit und Armseligkeit der Menschen, daß du dir und deiner Liebe dich selbst mit aller Unbefangenheit ergeben kannst! Seliges Leben, wenn der Mensch nur noch in sich lebt, und die Uebrigen umher nicht in sein Inneres einzudringen vermögen, und ihn so zu beherrschen. Es kömmt bey den meisten eine Zeit, wo der Winter beständig in ihren Sommer hinein scheint, wo sie sich vergessen, um es den andern Menschen recht zu machen; wo sie ihrem Geiste keine Opfer mehr bringen, sondern ihr eignes Herz als ein Opfer auf dem Altar der weltlichen Eitelkeit niederlegen.

Tieck.

§. 792.

Aus der Kindheit — ach aus jedem Alter — bleiben unserm Herzen oft Tage unvergänglich, die jedes andere vergessen hätte. Zuweilen wird ein

kindlicher Tag auf einmal durch ein helleres Aufblicken des Bewußtseyns verewigt. — In Kindern dreht sich das geistige Auge weit früher und schärfer nach der Welt innerhalb der Brust, als sie zeigen und wir denken.

Jean Paul.

§. 793.

Die holde Jugendzeit ist unser Welsch- und Griechenland, voll Götter, Tempel und Lust — ach und welches so oft Gothen mit Tatzen durchstreifen und ausleeren!

Jean Paul.

§. 794.

Wunderlich seltsam ist das Leben der Jugend, die sich selbst nicht kennt. Sie verlangt, daß die ganze übrige Welt, wie ein einziges Instrument, mit ihren Empfindungen eines jeden Tages zusammen stimmen soll; sie mißt sich mit der fremdartigsten Natur, und ist nur zu oft unzufrieden, weil sie allenthalben Disharmonie zu hören glaubt. Sich selbst genug, sucht sie doch aussenwärts einen freundlichen Wiederhall, der antworten soll, und ängstigt sich, wenn er ausbleibt.

Tieck.

§. 795.

Du armer Mensch! wenn der zarte, weise, die ganze Natur überzaubernde Nebel deiner Kinderjahre herunter ist, so bleibst du doch nicht lange in deinem Sonnenlichte, sondern der gefallene Nebel kriecht wieder als dichtere Gewitterwolke unten rings am Blauen herauf und am Jünglings-Mittage stehst du unter den Blitzen und Schlägen deiner Leidenschaften! — und Abends regnet dein zerschlitzter Himmel noch fort.

Jean Paul.

§. 796.

Giebt es nicht eine ewige Jugend? Indem du dich der Vergangenheit erinnerst, ist sie nicht vergangen: deine Ahndung des Künftigen macht die Zukunft zur Gegenwart; die Verwandlung der Natur auffer dir ist nur scheinbar, wie fliegende Wolken umhüllt die Wirklichkeit die innere Sonne. Sonnenblicke wechseln mit Schatten, in ewiger Erneuerung giebt es kein Alter.

Tieck.

§. 797.

Nicht nach den Kinderjahren, sondern nach der Jünglingszeit würden wir uns am sehnsüch-

tigsten umkehren, wenn wir aus dieser so unschuldig, wie aus jenen herkämen. Sie ist unser Lebensfestag, wo alle Gassen voll Klang und Putz sind und um alle Häuser goldne Tapeten hängen, und wo Daseyn, Kunst und Tugend uns noch als sanfte Göttinnen mit Liebkosungen locken, die uns im Alter als strenge Götter mit Geboten rufen! — Und in dieser Zeit wohnt die Freundschaft noch im heiter-offenen griechischen Tempel, nicht wie später in einer engen gothischen Kapelle.

Jean Paul.

§. 798.

Die ersten grünen Frühlingsmonate unsers Lebens liegen in einem so dunkel-zauberischen tiefen Tempethal, in das blos ein blauer griechischer Himmel ohne eine Sonne hineinscheint, daß die kleine spielende Seele in dieser glänzenden Correggios-Nacht nur Engel, Silberpappeln, Sterne auf der Erde und vergrößerte, obwohl undeutliche, Gestalten erblickt. Sogar der Inhalt unserer ersten Lektüre nimmt daher etwas von dem Glanze unserer ersten Tage an.

Jean Paul.

§. 799.

Sollten nicht uns in der Jugend wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben, und unserm unbefangenen Auge ahndungsvoll sichtbar werden? sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreuet, sollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich seyn?

Goethe.

§. 800.

Die Neigung der Jugend zu Ceremonien und großen Worten ist ausserordentlich und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Karakters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt ergreiffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch dasselbe wirken zu müssen.

Goethe.

§. 801.

Das Alter ist nicht trübe, weil darin unsere Freuden, sondern weil unsere Hoffnungen aufhören.

Jean Paul.

§. 802.

Das Alter der Weiber ist trüber und einsamer, als das der Männer: darum schont in jenen die Jahre, die Schmerzen und das Geschlecht! — Ueberhaupt gleicht das Leben oft dem Fangbaume mit aufwärts gerichteten Stacheln, an welchem der Bär leicht hinauf zum Honigköder klettert, woran er aber unter lauter Stichen wieder zurück rutscht.

Jean Paul.

§. 803.

In ältern Jahren nichts mehr lernen können, hängt mit dem in ältern Jahren sich nicht mehr befehlen lassen wollen zusammen, und zwar sehr genau.

Lichtenberg.

§. 804.

Leute von Jahren und von hohen Amtern exerziren überall das Servitut der Langenweile, dieser Figurantin der Weisheit. Die Menschen machen es mit sich, wie die Vogelfänger mit dem

Hasenbalg, sie stülpen ihn zu einem Eulenkopf um, (wie er auf Minervens Panzer sitzen könnte): dann fangen sie das leichtfertige Gevögel.

Jean Paul.

§. 805.

Alte gehen wie Schiffe immer langsamer, je länger sie giengen, und aus einerley Grunde, weil beyde durch den Ansatz von Unrath, Muscheln, und dergleichen schwerfälliger geworden.

Jean Paul.

§. 806.

O ihr gedrückten Menschen, wie überlebt ihr Müden es, o wie könnt ihr denn alt werden, wenn der Kreis der Jugendgestalten zerbricht und endlich ganz umliegt, wenn die Gräber euerer Freunde wie Stufen zu eurem eignen hinuntergehen, und wenn das Alter die stumme, leere Abendstunde eines erkalteten Schlachtfeldes ist, o ihr armen Menschen, wie kann es euer Herz ertragen!

Jean Paul.

§. 807.

Wir wollen nicht zu lange auf diese späte Zeit des Lebens blicken, wo sich die Menschen wieder als Kinder für die längere Wiege des Grabes verkürzen, und wo sie gleich den Abends schlafenden Blumen unkenntlich sind, und einander früher als im Tode gleich werden.

Jean Paul.

Genuß. Besitz.

§. 808.

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf
er nur wenig
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der
Sterblichen Schicksal.

Goethe.

§. 809.

Bedenkt, was ihr lange wißt und prägt es euch tief ein; daß der Mensch nur ein bestimmtes, sehr eingeschränktes Vermögen zu genießen hat; daß wenn er Mittel des Genusses in zu großer Menge sucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Ein Gefäß, dem man mehr zugießt, als es halten kann, muß, um dem Ueberfluß Raum zu geben, von seiner ersten Fülle in gleichem Maase von sich lassen. So der Mensch, der sich alles zu verschlingen sehnt; um Neues zu gewinnen

muß er Altes daran geben. Auch soll der noch kommen, der sich rühme, auf diesem Wege sein Glück gemacht zu haben. Im Gegentheil fühlen alle, die ihn wandeln, sich je länger, je elender; können's aber nicht begreifen; ihr Taumel verhindert sie zu sehen, daß jene Freuden, die dahinten blieben, die bessere waren. Aber- und abermals rennen sie nur wieder schneller voran, streben aber- und abermals nach mehr, meynen immer, es liege nur daran, daß ihnen dieses oder jenes noch fehle, und werden so täglich unfähiger zu erkennen, daß sie immer mehr, und besseres zurücklassen, von allem wahren Genusse sich täglich weiter entfernen, daß sie erkünstelte, elende, von Gott und Natur verlassene Undinge werden.

F. H. Jacobi.

§. 810.

Wir sind unvermögend, uns nur eine Glückseligkeit vorzuträumen, die uns ausfüllte und ewig befriedigte. — Dein Genius entführe dich und lege dich in der schönsten Pappel-Insel der Erde nieder — er ziehe Lusthaine durch die Insel, und Gärten um die Haine und Blumen um die Gärten und — er öffne dein Auge und zeige dir

alles was du hast, einen stillen Himmel und zwey Menschen, die du liebst — er fliege in dein Herz zurück, und wohne darin unter dem Namen der Tugend und Weisheit. — Glücklicher! wirst du niemals seufzen? — Und steigt dein erster Seufzer aus Uebersättigung auf, mit der sich ja kein Wunsch, kein Hunger gesellen könnte? — All unser Ringen nach Freuden soll nur unser Schmachten übertäuben: wir liegen brütend auf der kalten Erde, wie die Vögel auf Kreide, nicht um etwas auszubrüten, sondern um die Bruthitze der siechen Brust zu lindern.

Jean Paul.

§. 811.

Der Mensch ist nicht glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begränzung bestimmt.

Goethe.

§. 812.

Vergleichung ist ein gefährlicher Feind des Genusses; auch die höchste Schönheit der Kunst übt nur dann, wie sie soll, ihre Gewalt an uns aus, wenn unser Auge nicht zugleich seitwärts auf andre Schönheit blickt.

Tieck.

§. 813.

Mit den Prärogativen der Schönheit und Glückseligkeit hat es eine ganz verschiedene Bewandniß. Um die Vortheile der Schönheit in der Welt zu genießen, müssen andere glauben, daß man schön sey; bey der Glückseligkeit aber ist das gar nicht nöthig, es ist vollkommen hinreichend, daß man es selbst glaube.

Lichtenberg.

§. 814.

Wir sind alle Erdschnecken, die sich hinter die Erdscholle gegen den beizenden Sonnenstrich anlegen; und darum zeregge keiner dem andern die Scholle, hinter der er klebt. — Jeder will zwar, daß man den Lustwald des andern schone, aber nicht dessen Lusthecke, indeß er doch sein eignes Schimmelgärtchen respektirt wissen will; wir befehlen uns selbst Gerechtigkeit gegen andere an, diesen andern aber — Großmuth gegen uns, und des jus aggratiandi (Begnadigungsrechts) begeben wir uns gern gegen andere, wollen es ihnen aber gegen uns nicht abgestritten haben.

Die moralische Welt kann nicht weit und breit genug, die physische nicht enge genug seyn. Münter (in seiner Beschreibung von Sizilien und Neapel) bemerkt, daß die Griechen das künftige Elysium, je länger sie reiseten und lernten, immer weiter in die Welt hinaus oder hineinschoben; anfangs nach Arkadien — dann in Epirus — dann nach Neapel — dann über die Herkules-Säulen hinaus — gerade so brauchen die Leute immer mehr Platz und Länder für ihr jetziges.

Jean Paul.

§. 815.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh das Gute liegt so nah,
Ferne nur das Glück ergreiffen,
Denn das Glück ist immer da.

Goethe.

§. 816.

Bey der Göttin des Glücks! sollte man denken, daß die Maschine, womit die höhern Stände ihre Glückseligkeit weben, aus so vielen Stücken, wie ein Strumpfwürkerstuhl zusammengesetzt wäre, nämlich

nämlich aus drittehalb tausend; wenn man sieht, daß man in den niedern nicht mehr dazu braucht, als Eine Stricknadel und einen Knäuel? —

Jean Paul.

§. 817.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt,
O der nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!

Goethe.

§. 818.

Wenn man nahe vor der Flamme der Freude steht, so flieht man zwar Menschen — weil sie leicht zwischen uns und die schöne Wärme treten — aber man sucht sie auch; ein herzlicher Freund ist unser Wunsch und Glück, welcher den frohen Traum, worin wir schlafen und sprechen, leise weiter leitet, ohne ihn fortzujagen.

Jean Paul.

§. 819.

Nur ein höheres Wesen oder ein schlechteres als der Mensch, kann für sich glücklich seyn, und darum thut man den armen Menschen unrecht, wenn man sie Egoisten schilt. Ists denn nicht ihr einziges Bestreben, sich mitzutheilen, und giebts ein anderes Unglück als den verfehlten Gegenstand.

Sophie Bernhardi.

§. 820.

Fürwahr ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden, sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke, man lebt, wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabey jener junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Gesellschaft, sehr zufrieden erzählte, daß er doch heute sechs Kirchen und zwey Gallerien bey Seite gebracht habe. Man will mancherley wissen und kennen, und gerade das, was einen am wenigsten

angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt.

Goethe.

§. 821.

Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben. Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommnen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bey sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemählde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Jean Paul.

§. 822.

Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.

Goethe.

§. 823.

Die höchste Entzückung macht ernst wie ein Schmerz und der Mensch ist in ihr eine stille Scheinleiche mit blassem Gesicht, aber innen voll überirdischer Träume.

Jean Paul.

§. 824.

Es giebt zarte, weibliche Seelen, die sich nur in den Blüthen des Weingartens der Freude berauschen, wie andere erst in den Beeren des Weinbergs.

Jean Paul.

§. 825.

Die wahre Freude wandelt auf der Erde, wie die wahre Weisheit, von wenigen gesehen und von der Ruhe begleitet.

L. Graf zu Stollberg.

§. 826.

Seliger! dessen Herz nichts braucht, als noch eines; aber keinen Park dazu, keine Opera seria, keinen Mozart, keinen Raphael, keine Mondsfinsterniß, nicht einmal einen Mondschein, und keinen vorgelesenen oder nachgespielten Roman....

Wem das Herz so ruhig selig schlägt, der sucht in der unsichtbaren Kirche keine sichtbare — der ganze Tempel der Natur ist der Tempel der Liebe und überall stehen Altäre und Kanzeln. Auf dem glatt niedergehenden Lebensstrome steht der Mensch ohne Ruder selig in seinem Kahn und regiert ihn nicht.

Jean Paul.

§. 827.

Das Entree-Billet zur Freude ist ein gutes und dann ein ruhiges Herz.

Jean Paul.

§. 828.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod, immer ohne Eckel, große wie Zuckerbrod, zeitig mit Eckel. — Der erhabenste Mensch liebt und sucht mit dem am tiefsten gestellten Menschen einerley Dinge, nur aus höhern Gründen und auf höhern Wegen. Jede Minute, Mensch, sey dir ein volles Leben! Verachte die Angst und den Wunsch, die Zukunft und die Vergangenheit! Wenn der Sekundenweiser dir kein Wegweiser in ein Eden deiner Seele wird, so wird's der Monatsweiser noch minder, denn du lebst nicht von Monat zu Monat, sondern von Sekunde zu

Sekunde. Genieße dein Seyn mehr, als deine Art zu seyn, und der liebste Gegenstand deines Bewußtseyns sey dieses Bewußtseyn selber — verachte das Leben, um es zu genießen!

Jean Paul.

§. 829.

Kleine Leiden dienen als Steine, die man, wie der Vogel, zum Verdauen des Futters verschluckt, kleine Freuden sind das Futter. Das Leben liebt, wie die Oesterreicher, Deminutiven, oder wie die Letten (nach Merkel) Deminutiven von Deminutiven der Deminutiven; darum, andächtiger Leser, gieb scharf darauf acht, ob du froh bist, weil du es sonst nicht inne wirst .... Dauert eine Lust Jahr aus Jahr ein, so ist sie kaum mehr kenntlich; Freuden und Freunde haben uns bloß bey Ankunft und Abschied beym Herzen. Das Himmelblau in uns färbt sich, wie das über uns, wenn es einige Wochen steht, ganz grau. Du kannst mit süßen (und auch bittern) Gefühlen auf die Welt gekommen seyn, von denen du gar nichts inne wirst, bloß weil sie nachgelassen. Würde uns die schöne Lust zu seyn, nicht jede Nacht sieben Stunden lang vor dem Munde weg-

gezogen, so schmeckten wir wenig von ihr, weil dazu das Aufwachen gehört.

Unser Lebensweg steht auf beyden Seiten so voll Bäumchen und Ruhebänke, daß ich mich wundere, wenn einer müde wird. Es summire doch einer einmal, wenn er kann — aber das bild, er sich nicht ein — die ausserordentliche Anzahl von Zwecken, die er nur an einem mäßigen Sommertage erreicht, und wovon jeder sein eignes ephemerisches Freudenblümchen ernährt und zeitigt .... Eine wahre, kaum übersehliche Scherben-Orangerie süß blühender Minuten! — aber dazu gehören Rechenmaschinen und Rechenkammern. Allein gerade die Freuden werden, ungleich den Stimmen, nicht gezählt, sondern gewogen; nur auf einem morastigen ausgefahrnen Lebenswege schrauben wir Schrittzähler an, nicht auf dem weichen grünen. —

Jean Paul.

§. 830.

Von den subtilen Fäden, an welchen unser Vergnügen hienieden hängt, ist es Sünde, auch nur einen ohne Noth zu durchschneiden.

Lichtenberg.

§. 831.

Vergnügen, und wenn es gleich noch so viel kostet, muß so aussehen, als ob es geschenckt wäre.

v. Hippel.

§. 832.

Unser größter und längster Irrthum ist, daß wir das Leben, d. h. seinen Genuß, wie die Materialisten das Ich, nur in der Zusammensetzung suchen, als könnte das Ganze, oder das Verhältniß der Bestandtheile uns etwas geben, das nicht jeder einzelne Theil schon hätte. Besteht dann der Himmel unsers Daseyns, wie der blaue über uns, aus öder, matter Luft, die in der Nähe und im Kleinen nur ein durchsichtiges Nichts ist, und die erst in der Ferne und im Großen blauer Aether wird? Das Jahrhundert wirft den Blumensaamen der Freude nur aus der porösen Säemaschine der Minuten; oder vielmehr an der seligen Ewigkeit selber ist keine andere Handhabe als der Augenblick. Das Leben besteht nicht aus 70 Jahren, sondern die 70 Jahre bestehen aus einem fortwehenden Leben und man hat allemal gelebt und genug gelebt, man sterbe wenn man will.

Jean Paul.

§. 833.

Lasset uns fröhlich zusammen seyn! — man sollte jede Weinlese recht abbeeren und auskeltern, denn nichts kommt ja wieder — es giebt nur bewegliche Feste der Freude — die lyrischen Stunden des Herzens sind nur einmalige Gelegenheitsgedichte, und die Wiederholung der Bravourarien im Singspiel des Lebens wird auf dem Zettel verbetten.

Jean Paul.

§. 834.

Alle unsere Entzückungen und Hoffnungen sind nur erquickende Töne, die uns im hiesigen absterbenden Leben umfließen, wie den Menschen, wenn ihm alle Sinnen brechen, oft Harmonieen umringen, die nur dieser Bleiche hört, damit vor ihm zugleich die Erde und der letzte Wohllaut hold-verbunden auseinander zittern.

Jean Paul.

§. 835.

Die Freude ist der Sommer, der die innere Früchte färbt und schmilzt. Die Blüthe trägt und giebt nicht nur künftige Früchte, sondern auch gegenwärtigen Honigsaft, und man darf

ihr diesen nehmen und schadet jenen nicht. Die zur rechten Tageszeit abgenommenen Blumen der Freude bleiben, wie die gepflückten neben mir, ewig in der Erinnerung offen und wach, indeß die grünenden sich bald schließen, bald öffnen. Und obgleich wir Menschen wie Schiffe *) nur blind und in einer Nacht und weinend in die See des Lebens gehen, so laufen wir doch am hellen Tage heiter und besonnen im Hafen der seligen Peters-Insel ein, worauf die Todten wohnen.

Jean Paul.

§. 836.

Die meisten Menschen sind in der Zukunft und Vergangenheit glücklicher, als in der Gegenwart. Nur die, welchen Mutter Natur bey ihrer Geburt ein gutes Gesicht und die fünf übrigen Sinne in mehr als gewöhnlicher Qualität und Quantität gab, machen hievon eine Ausnahme. Beym Entstehen jener scheint die Natur weiser, bey der Geburt dieser aber in froherer Laune gewesen zu seyn.

Lichtenberg.

---

*) Die Schiffe gehen Nachts in die See, weil dann Landwinde, und landen am Tage, weil dann Seewinde blasen.

§. 837.

Die Probe eines Genusses ist seine Erinnerung. Nur die Paradiese der Phantasie werden willig Phantasie und werden nie verloren, sondern stets erobert. —

Jean Paul.

§. 838.

Nur die Erinnerung prüft den Genuß, ihr lieb-

liches Echo

Hallt des beseelten Gefühls leiseste Töne

zurück.

Aber Bachantengesang und herzlos tobende Freude

Aechzen wie Wehausruf um das entfernte

Geklüft.

N.

§. 839.

Die Menschen gehen viel zu nachlässig mit ihren Erinnerungen um.

Novalis.

§. 840.

Auf der Erde hat man tausend feine unvergängliche Freuden in der Erinnerung; unsere Obstkammer ist ein pomologisches wächsernes Kabinet der Phantasie. Hingegen auf dem Fruchtkeller des Lebens treff, ich selten weichere Obst-Arten an, als Steinobst. Dem Philosophen —

diesem Nußknacker aller Schaalen — kommt dergleichen sichtbar zu Statten: leere, elende Freuden, die nicht zu genießen sind, kann er wenigstens erforschen und bis ins Innerste untersuchen, weil er mit dem Dickschnabel oder Kernbeisser wetteifert, der den süßen Ueberzug der Kirsche wegwirft und nur den Stein auskernt.

Jean Paul.

§. 841.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, das der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kömmt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt.

Göthe.

§. 842.

Wir Menschen beklagen uns oft, daß der guten Tage so wenig sind und der schlimmen so viel, und wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug

haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. Es ist mit der übeln Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit wahres Vergnügen.

Goethe.

§. 843.

Wohl ist sie schön die Welt! in ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis zu dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien;
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig fassen,
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

Goethe.

§. 844.

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er sich um andrer Leute Sachen so wenig bekümmerte als um seine eignen.

Lichtenberg.

§. 845.

Unser bürgerliches Glück — nicht unser menschliches sich auf innerm Grund und Boden nährendes Wohlseyn — wächst fast bloß auf der Flugerde der Zufälligkeiten, Konnexionen, Bekanntschaften, und der Henker oder der Himmel weiß, von was. —

Jean Paul.

§. 846.

Ein langes Glück verliert schon bloß durch seine Dauer.

Lichtenberg.

§. 847.

Nur halb ist der Verlust des schönsten Glückes, Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.

Goethe.

§. 848.

Dreymal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaushebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höhern Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bey der Ueberfarth, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebohrnes Vermögen! und wie sicher blüht ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irrdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf

im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen.

Goethe.

§. 849.

Geld wirft keinen Nachruhm ab, es trägt nur Zinsen, so lange man lebt. Ein Reicher ist, so lange er lebt, Souverain in diesem Jammerthale. Er kann sich alles kaufen, vielleicht gar ein ruhiges Gewissen und Gesundheit. Ist er geitzig, und wo ist ein Reicher, der es nicht wäre? wird er wenigstens seltener krank als ein anderer. Kein epischer Dichter hat eine solche Einbildungskraft wie er. Er genießt alles in der Einbildung, kein Wunder, daß er sich nicht den Magen verdirbt. Er sieht seinen Geldkasten an, und da sieht er Wagen und Pferde, da sieht er seinen Tisch mit allem Neuen vom Jahre besetzt, Leckerbissen und feine Weine! — Das sieht man in keinem optischen Kasten, was ein Geizhals alles sieht. Hier ist der Hals übel gepaart, der Geizige müßte denn am fremden Orte seyn, wo es

ihn

ihn nichts kostet. Geld sollte das Mittel seyn, um zu genießen, allein der Reiche hat gemeinhin Mittel, um sich neue Mittel zu erwerben, und am Ende Mittel über Mittel; allein keinen Zweck.

v. Hippel.

§. 850.

Ist wahrlich wahr, wer nicht hat Geld,
Der hat's nicht Gut auf dieser Welt,
Auf Freund darf sich keiner verlassen nicht,
Wenn ihm in Nöthen Geld gebricht,
Er sey gleich fromm, gelehrt, gerecht,
Hat er nicht Geld, er ist verschmeht.
Die Welt wird's anders auch machen nicht,
In Bosheit ist sie gar verpicht.

J. Chrysäus.

§. 851.

Es ist sonderbar, daß diejenigen Leute, die das Geld am liebsten haben, und am besten zu Rathe halten, gern den Diminutiv davon sprechen: „Da kann ich meine 600 Thälerchen dabey verdienen" — „ein hübsches Sümmchen!" — Wer so sagt, schenkt nicht leicht ein halbes Thälerchen weg.

Lichtenberg.

§. 852.

Im Menschen liegt ein entsetzlicher Hang zum Geize: den größten Verschwender könnte man zu noch etwas schlimmern, zum größten Knicker machen, wenn man ihm so viel gäbe, daß er es für viel und der Vermehrung werth hielte, und umgekehrt.

Jean Paul.

§. 853.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieses Lebens schätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal besaß;
Und wer besitzt, der muß gerüstet seyn.
Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft
Im Busen fühlen, die ihm nie versagt.

Goethe.

Schicksal. Unglück.

§. 854.

Es nenne niemand frey und weise sich
Vor seinem Ende, jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.

Goethe.

§. 855.

Es ist wahr, die Nebelflecken unsers Schicksals, die als Wölkchen in unserm Himmel stehen, theilen sich, wenn wir näher kommen, in Sonnen auseinander; aber am neuen Orte erblicken wir immer wieder neue Nebelflecken. — Ja die Entwickelungen im Leben sind nur feinere Verwickelungen.

Jean Paul.

§. 856.

Wie glücklich ist der über alles! der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht.

Goethe.

§. 857.

Das Schicksal macht es mit uns, wie arme Eltern mit ihren Kindern, die ihnen anfangs helle, bunte Gewänder angeben, weil diese leichter in dunkle umzufärben sind.

Jean Paul.

§. 858.

Das Schicksal führt nach der brittischen Gartenregel uns auf krummen Alleen und Steigen in das Landhaus der Freude.

Jean Paul.

§. 859.

Ja wohl! das ewig wirkende bewegt
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel

Dies zu empfinden ist das höchste Glück,
Es nicht zu fodern ist bescheidne Pflicht,
Es zu erwarten, schöner Trost im Leiden.

Goethe.

§. 860.

O der arme Mensch steht allemal mit zugebundenen Augen vor deinem Schwerte, unbegreifliches Schicksal! Und wenn du es aufziehest und schwingest, ergötzet ihn das Pfeifen und Wehen desselben kurz vor dem Schlage!

Jean Paul.

§. 861.

Wir Schwachen, wenn das Schicksal uns bey unserer Scheinhinrichtung mit der Ruthe berührt, nicht mit dem Schwerte; so sinken wir ohnmächtig vom Stuhle und fühlen das Sterben noch weit ins Leben hinein! —

Jean Paul.

§. 862.

Wenn man beym Stiche der Biene oder des Schicksals nicht stille hält, so reiset der Stachel ab, und bleibt zurück.

Jean Paul.

§. 863.

Durch die Straßen der Städte
Vom Jammer gefolget
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verschont.
Die unerwünschte,
Schmerzliche Botschaft
Früher oder später
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zu Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze.

Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irrdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben.

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel
schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des fruchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen,
Darum, in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren,
Wer besitzet, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Schiller.

§. 864.

Nicht das Unglück selber, sondern die dazwi-
schen fallenden kleinen Erquickungen und Hoff-

nungen zersetzen und entnerven den festen Muth, so wie nicht der harte Winter, sondern die warmen Tage, die ihn ablösen, die Gewächse aufreiben. Aber so ist uns auch umgekehrt mitten in der warmen Freude das kalte Anschnauben des windigen Schicksals am schädlichsten, wie Personen im Sonnenschein auf Gletschern das plötzliche Blasen der Eisspalten. Ein einziger Gewissensvorwurf macht im Sonnenschein der Freude eine Sonnenfinsterniß, und in der Nacht des Leidens gar eine Mondfinsterniß.

Jean Paul.

§. 865.

Der närrische Mensch duckt sich wie ein Vogel, wenn nur das Unglück von weitem auf ihn zugeht.

Jean Paul.

§. 866.

Wenn ein Unglücklicher die Gränzen seines Unglücks wissen will, meßt sie ihm gleich ganz und gar zu — keinen Strich weniger, ihr macht ihn sonst bey jedem neuen Zuge unglücklicher — ihr laßt ihn einen so vielfachen Tod sterben, als ihr Absätze, Rückhalte und Punkte macht.

v. Hippel.

§. 867.

Das ist des Menschen wunderbar Geschick,
Daß bey dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, ihr Götter! daß ihr uns
Mit einem Schlag nicht alles rauben könnt?

Goethe.

§. 868.

Der hintergangene, bedeckte und vom Trauerschleyer zum Leichenschleyer lebende Mensch glaubt, es gäbe kein Uebel weiter, als das, was er zu besiegen hat; und vergißt, daß nach den Siege die neue Lage das neue mitbringe. Daher geht — wie vor schnellen Schiffen ein Hügel aus Wasser vorschwimmt, und eine nachgleitende Wellengrube hinter ihm zuschlägt — immer vor uns her ein Berg, den wir zu übersteigen hoffen, und hinter uns eine Tiefe, aus der wir zu kommen glauben.

Jean Paul.

§. 869.

— Ein Gott hat
Jedem seine Bahn

Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt.
Wenn aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittere Scheere
Nur einmal löst.

— — — — — —

Leichts ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna fährt;
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber Abseits wer ists?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Goethe.

§. 870.

Nichts preſſet das Seelen- und Rückenmark mehr aus einem Menſchen, als wenn ihm ſein Unglück kein Handeln vergönnt.

Jean Paul.

§. 871.

Hinter dem Menſchen arbeitet und geht ein langſamer Strom, der ihn glühend verzehrt und zermalmt, wenn er ihn ergreift, aber der Menſch ſchreite nur tapfer vorwärts und ſchaue oft rückwärts, ſo entkommt er unbeſchädigt.

Jean Paul.

*) So ſchwer und langſam wälzt ſich der breite Lavaſtrom des Veſuvs herunter, daß ein Menſch vor dieſem glühenden Todes-Fluß, der alles verſchlingt, erſtickt und zerſchmilzt, was er berührt, vorausgehen, und die Zerſtörung hinter ſich anſehen kann, ohne ſich der Gefahr einer eignen auszuſetzen.

§. 872.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,

Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend
Macht dich nicht frey.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen.
Rufet die Arme
Der Götter herbey

Goethe.

§. 873.

O warum befürchten wir vom Allgütigen viel leichtsinniger die tiefsten, uns gänzlich auflösenden Wunden, als von jedem irrdischen Freund? — Ach! darum, weil wir die Gegenwart ohne die Zukunft so schlecht lesen — weil wir so wenig darauf merken, daß die mit Thränen gemachten Farben unsers Schicksals, die gleich den Farben auf nassem Kalk anfangs zerflossen, unkenntlich und verworren sind, endlich zu schönen Bildern trocknen. —

Jean Paul.

Leiden. Traurigkeit. Trost.

§. 874.

So wie wir schlafend unter herüberfallenden Bergen zu ersticken glauben, wenn das Deckbette sich auf unsere Lippen überschlägt, oder über klebendes Gluth-Blech zu schreiten, wenn es mit zu dicken Federn die Füße drückt, oder als nackte Bettler zu frieren, wenn es sich kühlend verschiebt: so wirft diese Erde, dieser Leib, in den siebzigjährigen Schlaf des Unsterblichen Lichter und Klänge und Kälte, und er bildet sich daraus die vergrößerte Geschichte seiner Leiden und Freuden, und wenn er einmal erwacht ist, ist nur wenig wahr gewesen.

Jean Paul.

§. 875.

Die gemeinen Qualen des Lebens belasten weniger unter ihrer Geburt als während ihrer

Schwangerschaft und der eigentliche Leidenstag geht 24 Stunden oder Zeiten früher an als der äussere.

Jean Paul.

§. 876.

Die Leiden sind wie die Gewitterwolken, in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau.

Jean Paul.

§. 877.

Leiden sollen läutern, sonst hat man gar nichts von ihnen. Zurückgeschlagen werden sie nicht durch Freuden, diese führen sie nur ergrimmter zurück, — sondern durch tapfere Arbeit und Anstrengung. Tragen ist schwerer als Thun, weil jenes länger dauert; der Jüngling kann nur dieses, oder Mann auch jenes; je vollendeter eine Seele, desto mehr trägt sie frey, ohne ihre schöne Gestalt zu verderben, wie ein Gewölbe desto mehr Last aufnimmt, je näher es dem Zirkel kömmt.

Jean Paul.

§. 878.

Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemüthsbildung.

Man muß sie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen suchen. Ist denn nicht das Leben des gebildeten Menschen eine besondere Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Mensch lebt durchaus für die Zukunft, sein Leben ist Kampf, seine Erhaltung und sein Zweck Wissenschaft und Kunst. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, sondern in Jahren u. s. w. zu leben, desto edler wird man. Die hastige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geistes geht in große, ruhige, einfache, vielumfassende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet sich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, diese Grundvesten unsers Daseyns. — Jede Bedrängniß der Natur ist eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Novalis.

§. 879.

Das Leiden, das einen großen Mann zertrümmert, ist ein Donnerschlag in einen Tempel.

Jean Paul.

§. 880.

Es giebt eine Heiligkeit, die nur die Leiden

geben und läutern; der Strom des Lebens wird schneeweiß, wenn ihn Klippen zersplittern.

Jean Paul.

§. 881.

Wie anders sind die Leiden des Sünders, als die des Frommen! Jene sind eine Mondsfinsterniß, durch welche die schwarze Nacht noch wilder und schwärzer wird; diese sind eine Sonnenfinsterniß, die den heissen Tag abkühlt und romantisch beschattet und worin die Nachtigallen zu schlagen anfangen.

Jean Paul.

§. 882.

Der Wermuth des Gewissens verbittert sogar den Schmerz.

Jean Paul.

§. 883.

O die Wunde des Gewissens wird keine Narbe, und die Zeit kühlt sie nicht mit ihrem Flügel, sondern hält sie bloß offen mit der Sense.

Jean Paul.

§. 884.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist,

reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden, und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euern Polstern? — Wahn! —

Goethe.

§. 885.

Mit den Leiden des gekränkten Hochmuths sympathisirt kein Mensch.

Lichtenberg.

§. 886.

Die Wellen, die der Schmerz in uns auftreibt, stehen hoch zwischen uns und der Welt, und machen unser Schiff einsam mitten im Hafen voll Schiffe.

Jean Paul.

§. 887.

Wenn wir dem Schmerze freundlich zureden, scheinter Mitleid mit uns zu haben; und wenn wir ihm trotzen scheint er sich zu fürchten. Wer den Schmerz in Schimpf und Ernst übersieht, und sein unverwandtes Seelen-Auge mit strenger Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand heftet, spielt dem Schmerz einen Streich, daß er nicht weiß wie er daran ist.

v. Hippel.

§. 888.

Nicht die Größe, sondern die Unbestimmtheit des Schmerzes, nicht der Minotaurus des Labyrinths, der Kellerfrost, die Eckfelsen und Gruben desselben ziehen uns darin die Brust zusammen, sondern die lange Nacht und Windung seines Ausganges. Sogar unter den Körperkrankheiten kommen uns daher ungewohnte, neue, deren letzter Augenblick über unsere Weissagung hinausliegt, drohender und schwerer vor, als wiederkehrende, die als nachbarliche Gränzfeinde uns immer anfallen und in der Rüstung finden.

Jean Paul.

§. 889.

Der unentwickelte Schmerz ist ohne Thränen und ohne Zeichen; aber wenn der Mensch das

Herz voll zusammenfließender Wunden durch Phantasie aus dem eignen Busen zieht, und die Stiche zählt, und dann vergißt, daß es sein eignes ist; so weint er mitleidig über das, was so schmerzhaft in seinen Händen schlägt, und dann besinnt er sich, und weint noch mehr.

Jean Paul.

§. 890.

Es liegt im Schmerz etwas, dessen sich der Mensch schämt, er mag seine Thränen selbst vor seinem Busenfreunde, auch wenn sie diesem gehören, verbergen.

Tieck.

§. 891.

Die tiefsten Schmerzensstriche auf unserer Stirn, die Runzeln des Lebens sind nur kleine Linien aus dem ungeheuern Bauriß, den der Weltgeist zieht, unbekümmert, welche Stirnen und Freuden seine Glückslinie schmerzhaft durchschneide.

Jean Paul.

§. 892.

Wie schrumpfen in dem weiten Gebäude der Natur unsere Stichwunden zu rothen Mückenstichen

ein! Hier fühlt man es, daß unser Geschrey über jeden Stich des Lebens, höhern Wesen in diesem Tempel klingen muß, wie uns in der Kirche unter dem Nachdenken über große Gedanken der Aufschrey eines Kindes.

Jean Paul.

§. 893.

Tief im Menschen liegt etwas unbezwingliches, das der Schmerz nur betäubt, nicht besiegt; — darum dauert er ein Leben aus, wo der Beste nur Laub trägt; darum wacht er fast die Nächte dieser westlichen Kugel hinaus, wo geliebte Menschen über die liebende Brust in ein weit entlegenes Leben wegziehen, und dem jetzigen bloß das Nachtönen der Erinnerung hinterlassen; wie durch Islands schwarze Nächte Schwäne als Zugvögel mit den Tönen von Violinen fliegen! — —

Jean Paul.

§. 894.

Der Schmerz des Kindes reicht nicht in das Knabenalter hinüber, der Schmerz des Knaben nicht ins Jünglings-Alter, und der des Jünglings nicht ins männliche; und keiner über das Leben hinaus. Unser Leben ist eine dunkle Kam-

mer, in welche die Bilder der andern Welt desto heller fallen, je stärker sie verfinstert wird. Wie auch die Jahrszeit um sie die Wolken treibe, in ihr bewahrt ein schöner Nachfrühling ewig die Blüthen, und ein Nachsommer die Früchte.

Jean Paul.

§. 895.

Weich sinkt der Tropfe im Hölen-Gebirge, aber hart und zackig und scharf verewigt er sich. Schöner ist die Menschen-Thräne. Sie durchschneidet das Auge, das sie wund gebiert, aber der geweinte Diamant wird endlich weich, das Auge sieht sich um nach ihm, und er ist der Thau in einer Blume.

Jean Paul.

§. 896.

Schmachtend verwelkt die lieblichste Flur, wenn
nie sie der Regen
Kühlete, wie ein Gewölk gegen die Sonne
sie schützt.
Also verdorrt auch Freude das Herz, dem nimmer
die Wehmuth
Schattet, und das kein Thau zärtlicher Thränen erfrischt.

R.

§. 897.

Blick' in die Höle, wo kleine stumme Zähren den Glanz des Himmels und die Tempelsäulen der Erde spielend nachschaffen. Auch deine Thränen und Schmerzen, Mensch, werden einst schimmern, wie Sterne und werden dich tragen als Pfeiler.

Jean Paul.

§. 898.

In starken Menschen werden Schmerzen und Freuden zu überschauenden Anhöhen des Lebens.

Jean Paul.

§. 899.

Vor der Bühne habe ich die frohe Erfahrung gemacht, daß ich an den Schmerzen, die darauf so fort nach dem Aufzug des Vorhanges erschienen, nur geringen Antheil, hingegen an Freuden, die sogleich hinter der Musik auftraten, mit ihrer eignen den größten nahm; der Mensch will mehr, daß die Klage, als daß die Entzückung sich motivire und entschuldige.

Jean Paul.

§. 900.

Tröstet den Traurigen nicht, und vergönnt ihm ruhige Thränen,

Freundliches Mitleid nur pflege des kranken Gefühls.

Glücklichen reicht mit Rosen bekränzt den Becher der Freude,
Holde Vergißmeinnicht pflanzt um den einsamen Quell.

Jean Paul.

§. 901.

Aus dem Troste und Selbst-Truge wird unser Schmerz errathen.

Jean Paul.

§. 902.

Es ist ächte Trostlosigkeit, Trost zu wünschen und anzunehmen; warum will man denn nicht einmal den Schmerz rein durchdauern ohne alle Arzney?

Jean Paul.

§. 903.

Manche Menschen bethören sich und halten das Bedürfniß des Trostes für die Gegenwart desselben.

Jean Paul.

§. 904.

Trostgründe müssen unter fremdem Namen Eingang suchen, unter ihrem eignen taugen Trostgründe nichts; sie müssen all' incognito kommen.

v. Hippel.

§. 905.

Ein Trost, den man sich vor dem Unfall zubereitet, wirkt dann nicht soviel in demselben, als hätte man ihn danach ersonnen. Die philosophischen Trostgründe sind überhaupt nie von größern Nutzen, als in großem — Glück, weil sie durch das Versprechen der leichten Erduldung künftiger Leiden die Hoffnung seiner Dauer und einen Genuß ohne Sorgen gewähren.

Jean Paul.

Hoffnung. Traum.

§. 906.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Ist besser hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen?

Goethe.

§. 907.

Hoffnungen sind gleichsam die menschlichen Besitzungen in der neuen Welt der Glückseligkeit, und ich glaub' es leicht, daß jener Lord seine jährlichen Hoffnungen nicht um 500 Pfund hingeben wollte.

Jean Paul.

§. 908.

Sonderbar genug! der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu seyn, als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er lange im Herzen

nährt und bewahrt, und doch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht, und weicht vor ihnen zurück.

Göthe.

§. 909.

In der Jugend ist die Hoffnung ein Regenbogen, und in den grauen Jahren nur ein Nebenregenbogen des ersten.

Jean Paul.

§. 910.

Wie man den König an dem Uebermaas
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichthum ist, so kennt
Man euch ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Fleh'n, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet, aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Genießt!

Göthe.

§. 911.

Der Mensch hat so wenig, daß er nur froh ist, wenn er stark begehren kann, und daß er die Stärke seiner Wünsche zu ihren Befriedigungen rechnet.

Jean Paul.

§. 912.

Wünsche und Begehrungen sind Flügel. Es giebt Wünsche und Begehrungen, die so wenig dem Zustande unsers irrdischen Lebens angemessen sind, daß wir sicher auf einen Zustand schließen können, wo sie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das sie heben wird, und auf Inseln, wo sie sich niederlassen können.

Novalis.

§. 913.

Wohl gleichen wir mit unserer lechzenden Brust Schlafenden, die so lange dürsten, als sie den Mund öffnen: sie sind gestillt, wenn sie ihn schließen, und wir auch, wenn unsere die letzte Hand zudrückt. Aber wir sind voll himmlischer Träume, die uns tränken — und wenn dann die Wonne oder die Erwartung der träumerischen La-

bung zu groß wird, dann werden wir etwas besseres als satt — wach.

Jean Paul.

§. 914.

Wie einsam ist der heilige Schlaf! der Todesengel hat den Menschen aus der lichten Welt in die finster überbaute Einsiedeley geführt, seine Freunde stehen draussen, neben der Klause; drinnen redet der Einsiedler mit sich und sein Dunkel wird immer heller und Edelsteine und Auen und ganze Frühlingstage entglimmen endlich — und alles ist hell und weit!

Jean Paul.

§. 915.

Ach den ewig erschütterten Busen des Menschen stillet nur ein Schlaf, entweder der irrdische oder der andere! . . .

Jean Paul.

§. 916.

Der Schlaf ist oft ein Ausruhen in einer schöneren Welt. Wenn die Seele sich von diesem Schauplatz hinwegwendet, so eilt sie nach jenem unbekannten, magischen, auf welchem liebliche Lich-

ter spielen und kein Leiden erscheinen darf; dann dehnt der Geist seine großen Flügel auseinander, und fühlt seine himmlische Freyheit, die Unbegränztheit, die ihn nirgends beengt und quält. Beym Erwachen sehen wir oft zu voreilig mit Verachtung auf dieses schönere Daseyn hin, weil wir unsere Träume nicht in unser Tagleben hineinweben können, weil sie nicht da fortgefahren sind, wo unsere Menschenthätigkeit am Abend aufhörte, sondern ihre eigene Bahn' wandelten.

Tieck.

§. 917.

Der Traum ist das Tempe-Thal und Mutterland der Phantasie: die Konzerte, die in diesem dämmernden Arkadien ertönen, die elysischen Felder, die es bedecken, die himmlischen Gestalten, die es bewohnen, leiden keine Vergleichung mit irgend etwas, das die Erde giebt und ich habe oft gedacht: „da der Mensch aus so mancherley schönen Träumen erwacht; aus denen der Jugend, der Hoffnung, des Glücks, der Liebe: ach könnt' er nur — sie wären ihm dann alle wieder gegeben — in den schönen Träumen des Schlummers länger bleiben.

Jean Paul.

§. 918.

Wie Himmelsblumen werden oft Träume durch die Menschennacht getragen, und am Tageslicht bezeichnet nur ein fremder Frühlingsduft die Spuren der verschwundenen.

Jean Paul.

§. 919.

Aus welchen Gründen seyd ihr so den Träumen entgegen, deren seltsame Verwandelungen und leichte, zarte Natur doch unser Nachdenken gewißlich rege machen müssen?

Ist nicht jeder, auch der verworrenste Traum eine sonderliche Erscheinung, die auch ohne noch an göttliche Schickung dabey zu denken, ein bedeutsamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang ist, der mit tausend Falten in unser Inneres hereinfällt .... Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäsigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens; eine freye Erholung der gebundenen Fantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum,

wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, als einen freundlichen Begleiter auf der Wallfarth zum heiligen Grabe betrachten.

Novalis.

§. 920.

Träume führen uns oft auf Umstände und in Begebenheiten hinein, in die wir im Wachen leicht verwickelt werden können, oder sie lassen uns Unbequemlichkeiten fühlen, die wir vielleicht als klein in der Ferne verachtet hätten, in die wir aber vielleicht mit der Zeit verwickelt worden wären. Ein Traum kann daher oft unsern Entschluß ändern, und unsern moralischen Fond mehr sichern, als alle Lehren, die durch einen Umweg ins Herz kommen.

Lichtenberg.

§. 921.

In den männlichen Träumen findet man wild gährende Welten, Miltons arbeitendes Chaos und Geistergefecht; aber in den weiblichen traf ich meistens bisher idealische und sanft gereihete Zusammensetzungen an, die bleichen gesammelten Perlkränze aus dem erschütterten Meeresboden der

männlichen — dichtende und religiöse Idyllen des Lebens — gleichsam als hätte das Geschick ihnen die am Tage geschlossenen Nachtviolen der Ideale in den Träumen auseinander gethan, oder als glichen sie den Bienen, die noch im Mondschein umhertönen, und die Lindenblüthen, zu deren Genusse der lange Sommertag zu kurz geworden, noch in der Nacht auszuschlürfen. Die größere Harmonie und Poetik der weiblichen Träume nimmt von der körperlichen und von der geistigen Mäßigkeit dieses Geschlechts und von einer auf einfachere und wenigere und stillere Zwecke gerichteten Seele den Ursprung.

Jean Paul.

Zeit. Zukunft.

§. 922.

In unserm Leben ist die Zeit der Halbschatten zwischen Lust und Schmerz, der Zugwind zwischen Orkan und Zephyr.

Jean Paul.

§. 923.

Wäre nur bey unserm Hin- und Hergang vom Vergnügen zum Schmerz, vom Gefühle der Gesundheit zu dem der Entkräftung, vom anstrahlenden Feuer des Kopfes und Herzens zur finstern Kälte in beyden; wäre da nur die Täuschung des allmähligen Uebergangs und der Zeit nicht, die durch ihren Dazwischentritt der Nachbarschaft dieser Extreme versteckt: so läge das Gefühl der Unbeständigkeit noch schwerer auf uns,

wie es im Alter wirklich liegt, wo vielfachere Erfahrungen jedem Zustande die Larve der Ewigkeit abgezogen haben, und wo der müde, kalte Mensch sich nur noch im Mondlicht der zurückscheinenden Jugend sonnet.

Jean Paul.

§. 924.

Veränderung und Wechsel sind die Devisen unsers so schief in seiner Bahn kreiselnden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältnisse, neue Verwicklungen, neuen Kampf unserer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor.

G. Forster.

§. 925.

Wer kann Eitelkeiten der Dinge unter der weisen Bergkette der Milchstraße, unter so vielen in allen Universums-Ecken zugleich brennenden Tagen fühlen? oder Tod und Einsamkeit glauben oder fürchten, mitten in einer lebendigen pulsirenden Unermeßlichkeit, wo keine Sonne ruht und jede Erde fliegt? —

Jean Paul.

§. 926.

Friede mit der Zeit sollte man öfters in sich hineinrufen. Wie uns ein quälender Tag nicht in den Hoffnungen unsers Lebens irret, so sollte uns ein leidendes Jahrhundert nicht die entziehen, womit wir uns die zweyte Zukunft mahlen. Die Pyramide der Zeit scheint sich, wie eine ägyptische, oben zuzuspitzen, entweder enge und scharf, oder vollendet, aber wenn man sie ersteigt, wird der Gipfel eine geraumige Ebene.

Wo uns ein Ziel göttlich erscheint, da muß es auch die Bahn gewesen seyn, weil diese jenes war, und jenes diese wird. Wir sind Dir wohl alle näher, Unendlicher, als wir es wissen; — denn Du nur kannst es wissen; — und wir leben in Dir, nicht blos von Dir, so wie unsere Erde mitten in der Athmosphäre des Sonnenkörpers *) geht, indeß sie nur von Ferne um sein Licht zu ziehen scheint. —

Jean Paul.

---

*) Das Zodiakallicht thut das Eintauchen der Erde in den Dunstkreis der Sonne dar.

§. 927.

Ein trübes Jahrhundert ist in der langen Jahrszeit der Erde nur ein fliegender Maifrost, eine Sonnenfinsterniß; o wie viele, und Stürme dazu, sind schon bey Frühlings-Anfang da gewesen! — Aber das bessere Herz bleibt sich nur treu, und verstumme nicht vor der tauben Zeit. — Am Nordpol versteinert, (nach dem Mährchen) der Winter den Strom der Musik, aber in den Frühlingslüften fließen die aufgelösten Töne wieder laut dahin: so wird manches warme Wort erstarren, und die heilige Laute wird niemand hören; aber sprecht sie aus, es kommt die mildere Zeit, und dann klingt die Aeolsharfe aus der rauhen neu.

Jean Paul.

§. 928.

Das Trugbild einer gewesenen goldenen Zeit ist eines der größten Hindernisse gegen die Annäherung der goldnen Zeit, die noch kommen soll. Ist die goldne Zeit gewesen, so war sie nicht recht golden. Gold kann nicht rosten oder verwittern, es geht aus allen Vermischungen und Zersetzungen unzerstörbar wieder hervor. Will

die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, so mag sie lieber gar nicht anheben, so taugt sie nur zu Elegieen über ihren Verlust.

Schlegel.

§. 929.

„Dafür ist das Zeitalter noch nicht reif;" sagen sie immer. Soll es deswegen unterbleiben? — Was noch nicht seyn kann, muß wenigstens immer im Werden bleiben.

Schlegel.

§. 930.

Laßt uns, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn sie vorüber ist, sie wenigstens als eine schöne Göttin, indem sie bey uns vorbeyzieht, fröhlich und zierlich verehren.

Goethe.

§. 931.

O da alle Erfahrungen so theuer sind, da sie uns entweder unsere Tage kosten, oder unsere Kräfte oder unsere — Irrthümer; o warum muß der Mensch an jedem Morgen vor der Natur, die mit jedem Thautropfen in der Blume wuchert, so verarmet über die tausend vergeblich vertrockneten Thränen erröthen, die er schon vergossen

und gekostet hat? — Aus Frühlingen zieht diese Allmächtige Sommer auf, aus Wintern Frühlinge, aus Vulkanen Wälder und Berge, aus der Hölle einen Himmel, aus diesem einen größeren — — und wir thörigten Kinder wissen uns aus keiner Vergangenheit eine Zukunft zu bereiten, die uns stillt — wir hacken wie die Steindohle nach jedem Glanze und tragen die Glutkohle als Goldstück bey Seite und zünden damit Häuser an — ach mehr als eine große, schöne Welt geht unter in der Brust und läßt nichts zurück, und gerade der Strom der höhern Menschen verspringt und befruchtet nichts, wie sich hohe Wasserfälle zersplittern und schon weit über der Erde verflattern.

Jean Paul.

Kleine Nachlese. *)

§. 1.

Dem Einzelnen bleibe die Freiheit sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.

Goethe.

§. 19.

Was einem jeden Menschen gewöhnlich begegnet, wiederhohlt sich mehr als man glaubt, weil seine Natur hiezu die nächste Bestimmung giebt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zusammen ein Ganzes, in welchem jeder Mensch wie in einem Elemente, in einer Athmosphäre, schwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich ist. Und so finden wir die Menschen,

---

*) Die hier überschriebenen Zahlen der §§. beziehen sich auf die des Werkchens, unter welchen sie einzuschalten wären.

über deren Veränderlichkeit so viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unserm Erstaunen unverändert, und nach äussern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich. Goethe.

§. 22.

Eigentlich ist jede Menschenliebe, sobald sie auf besonderes Beglücken, nicht auf ruhiges Liebhaben anderer ausgeht, vom Nepotismus wenig unterschieden, da alle Menschen ja, von Adam her, Verwandte sind. Daher auch Männer in hohen Posten den Schein eines solchen Nepotismus gegen adamitische Verwandte so sehr fliehen. Uebrigens läßt gerade diese Verwandtschaft von Jahr zu Jahr, mehr ruhige kalte Behandlung der Menschen hoffen; denn mit jedem Jahrhundert, das uns weiter von Adam entfernt, werden die Menschen weitläufigere Anverwandte von einander, und am Ende nur kahle Namensvettern.

Jean Paul.

§. 23.

Der Mensch ist ein wahrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter. So behandelt er alles, was er auffer sich findet; seine Weisheit wie seine

Thorheit, seinen Willen wie seine Willkühr leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern. Jean Paul.

§. 26.

Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind. Goethe.

§. 26.

Thoren und gescheide Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und die Halbweisen, das sind die gefährlichsten. Goethe.

§. 27.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Goethe.

§. 44.

Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, ist Bildung.

Goethe.

§. 62.

Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer der uns ganze

Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedieß wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt. Goethe.

§. 72.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden. Goethe.

§. 75.

Man nimmt in der Welt jeden wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet. Goethe.

§. 76.

Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?

Goethe.

§. 76.

Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur soll es nicht unbequem seyn. Goethe.

§. 92.

Ein historisches Zusammenleben mit einem Heros kann oft ein wirkliches darum übertreffen, warum die Schimmerfarben eines Vogels nicht auf seinen zum Fluge ausgebreiteten Flügeln erscheinen, sondern auf seinem zur Ruhe zusammengelegten Gefieder. Jean Paul.

§. 94.

Große Seelen wissen auf mehr als Eine Weise zu regieren und nur eine schlechte Welt beherrschen sie schlecht. Jean Paul.

§. 96.

Gegen große Vorzüge des eines andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe. Goethe.

§. 97.

Es giebt, sagt man, für Kammerdiener keine Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur von Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schätzen wissen. Goethe.

§. 97.

Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen. Goethe.

§. 134.

Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige nichts. Goethe.

§. 166.

Es ist was schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun. Goethe.

§. 166.

Es giebt keinen gewissern Trost für die Mittelmässigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sey. Goethe.

§. 173.

Mit Seelen ists wie mit Vergröserungs-Linsen, je kleiner und winziger diese sind, desto breiter und ausgezogener stellen sie den Gegenstand vor. So ists mit geistigen Vergrößerungs-Linsen; je kleiner Herz oder Auge ist, desto größer stellt es das Kleinste dar — am Großen erliegt ein Vergrößerungsglas; — vielleicht ein Wink für Fürsten, welche gern sich und der Welt groß erscheinen wollen, sich mehr nach Menschen umzusehen, welche klein genug zugeschliffen sind zu bedeutenden Vergrößerungen. Jean Paul.

§. 174.

Eine schöne Seele kann eine schwache, die bloß zum Wiedertönen geboren ist, so lange genießen, ja mit sich verwechseln, bis sie ein solches Echo auch den Thierstimmen unterthänig findet.

Jean Paul.

§. 212.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden; nur gesteigerte. Goethe.

§. 212.

Unsre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor. Goethe.

§. 216.

Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich. Goethe.

§. 219.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther, als im Vertrauen und und Verschweigen gegen die, die wir lieben.

Goethe.

§. 242.

Die Wissenschaft ist etwas so großes als die Religion — für jene sollte man eben so gut Muth und Blut daran setzen als für diese. — Eine Sünde pflanzt sich nicht fort, und jeder Sünder erkennt sie an; ein unterstützter Irrthum kann ein Jahrhundert verfinstern. Wer sich der Wissenschaft weiht, besonders als Lehrer der Leser, muß ihr entweder sich und alles, und jede Laune, sogar seinen Nachruhm opfern, oder er ist ein — — und der T— hole jeden Esel der schreibt, und den er reitet; es ist genug, wenn das Thier spricht.

Jean Paul.

§. 243.

Es ist schlimm genug, daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsere Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen. Goethe.

§. 314.

Wie am Handwerker, so am bildenden Künstler kann man auf das deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich das am wenigsten zuzueignen

vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest, worin sie ausgebrütet werden.

Der Baukünstler von allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Gränze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feyer gründete, so wie der Goldschmid die Monstranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeister mit dem Schlüssel des Pallastes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgestattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? und wie sehr mußte die Kunst sich selbst befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen bestimmt war?

Goethe.

§. 315.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst. Goethe.

§. 316.

Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.

Goethe.

§. 318.

Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten. Goethe.

§. 318.

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen giebt uns das Anschauen des Unmöglichen. Goethe.

§. 320.

Alles Vollkommen in seiner Art, muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas anderes unbergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigal noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heise.

Goethe.

Wenn

§. 336.

Wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl thut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edeln Sinn ausübt; so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äussern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung. Goethe.

§. 343.

O selig, selig ist der, dem ein Gott eine große Idee bescheert, für die allein er lebt und handelt, die er höher achtet, als seine Freuden, die immer jung und wachsend ihm die abmattende Eintönigkeit des Lebens verbirgt! Als Gott (nach der Fabel) die Hände auf Muhamed legte, wurd' ihm eiskalt; wenn ein unendlicher Genius die Seele mit dem höchsten Enthusiasmus anrührt, und begabt, dann wird sie still und kalt, denn nun ist sie auf ewig gewiß. Jean Paul.

§. 383.

Vom Dichten kommt man leicht aufs Lieben und indem man ideale Karaktere kritisirt, produ-

zirt man leicht den eignen, und ein gedruckter Roman wird das Getriebe und Leitzeug eines lebendigen.

Jean Paul.

§. 424.

Es giebt mancherley Denkmale, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst wenn es unähnlich ist, hat etwas Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu zweyen ist, und doch nicht auseinander kann.

Goethe.

§. 424.

Neben denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.

Goethe.

§. 424.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde

geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der andern; es ist meist nur ein selbstischer Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten. Goethe.

§. 428.

Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger ausgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt; so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Daseyn, verlischt früher oder später. Wie über die Menschen so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen. Goethe.

§. 440.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten. Goethe.

§. 468.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher schmeicheln als sie verletzen. Goethe.

§. 484.

Allerdings giebt es ein oder das andere Wesen in der Welt, daß Gott selber kaum stärken kann, ohne den Tod — das sich als ewiger Bettelbrief gern auf- und zubrechen, als ewiges Friedensinstrument gern brechen läßt. — Das eine Ohrfeige empfängt, und zornig herausfährt, es erwarte jetzt, daß man sich bestimmter ausdrücke — das nicht sowohl zu einem armen Hunde und Teufel als zu einem niesenden fürstlichen mit Silberhalsband sagt: Gott helf, oder contentement — dessen Zunge der ewig geläutete Klöppel in einer Leichenglocke ist, welche ansagt: ein Mann ist gestorben aber schon ungeboren — das erst halb oder dreyviertel erschlagen seyn will, bevor es dem Thäter geradezu herausfagt auf dem Todtenbette im Kodizill: es sey dessen erklärter Todtfeind — das jeder so oft zu lügen zwingen kann, als er eben will, weil es sich gern widerspricht,

so oft man ihm widerspricht — und dem nur der Feind gern begegnet und der Freund ungern. — —

Jean Paul.

§. 503.

Nichts ist bedeutender in jedem Zustande, als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt worden.

Goethe.

§. 506.

Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.

Goethe.

§. 506.

Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.

Goethe.

§. 506.

Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Fein-

heit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat. Goethe.

§. 509.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt. Goethe.

§. 509.

Es giebt kein Zeichen der Höflichkeit, welches nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte. Goethe.

§. 509.

Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äussern Betragens.

Goethe.

§. 510.

Es ist oft eben so schwer manche grob zu machen, als andere höflich. Jean Paul.

§. 533.

Die Frauen sind bestimmt ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut,

als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein und will allein seyn. Ja die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die andre aus ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlecht zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweyten anschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihres Gleichen hervorzubringen. Goethe.

§. 534.

Verheyrathete Frauen, wenn sie sich auch untereinander nicht lieben, stehen doch stillschweigend miteinander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Goethe.

§. 570.

Allerdings nähern die Weiber sich großen Häuptern und großen Köpfen — was oft unter Einer Krone verbunden seyn kann — mit einer weniger blöden Verworrenheit als die Männer, indeß ist hier Schein in allen Ecken; ihre Blödigkeit vor dem Gegenstande verkleidet sich in die

gewöhnliche vor dem Geschlecht; — der Gegenstand der Verehrung findet selber etwas zu verehren vor sich — und muß sich zu zeigen suchen wie die Frau zu decken; — und endlich bauet jede auf ihr Gesicht: „man küßt manchem heiligen Vater den Pantoffel, unter den man ihn zuletzt selber bekömmt," kann die jede denken.

Jean Paul.

§. 574.

Das weibliche Geschlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Interesse, von dem sie nichts in der Welt abtrünnig macht; im äussern geselligen Verhältniß hingegen lassen sie sich gern und leicht durch den Mann bestimmen, der sie eben beschäftigt, und so durch Abweisen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen sie eigentlich das Regiment, dem sich in der gesitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Goethe.

§. 575.

Wahrlich die Männer sollten niemals kokettieren, da unter 99 Weibern immer 100 Gänse sind die ihnen zuflattern; indeß weibliche Koketterie weniger schadet, da die Männer als kältere und

gleichsam kosmopolitische Spitzbuben weniger damit gefangen werden, wenn sie nicht gar zu jung und unflügge im Neste sitzen. Wahrlich ein Mädchen, das ein Herz hat, ist schon halb dumm, und wie geköpft.

Jean Paul.

§. 576.

Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses zusammenhängende von ihnen gefordert wird.

Goethe.

§. 577.

Gieb dem Teufel ein Haar, so bist Du fein, gieb einem Manne eines, so zerrt er Dich daran so lange, bis er das Haar oder den Kopf hat. Der Bienenstich wird sonst mit Honig geheilt; aber diese Wespen geben Dir erst die Honigblase und dann die Giftblase. Aber wir Weiber sind alle schon ein Paar Jahre vor der Geburt verwahrloßt und verbraten, und eh' wir nur noch ein halbes Nadelköpfchen von Körper umhaben, sind wir

schon voraus verliebt in die künftige Räuberbande und liebäugeln mit dem Taufpastor und Taufpathen.

Jean Paul.

§. 611.

Jugendfreundschaften, wie Blutsfreundschaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverständnisse, von welcher Art sie auch seyen, niemals von Grund aus schaden, und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wieder herstellen.

Goethe.

§. 641.

Was sind denn Berge und Fluren, ohne ein liebendes Herz und ein geliebtes? Nur wir beseelen und entseelen den Leib der Welt. Ist ein Garten eine engere Landschaft, so ist die Liebe nur ein verkleinertes All; in jeder Freudenthräne wohnt die große Sonne und licht und in Farben eingefaßt.

Jean Paul.

§. 678.

Das liebende Seufzen ist das Athmen des Herzens. — Ohne Liebe ist das Leben eine Nacht in einer Mondsverfinsterung; wird aber diese Luna von keiner Erde mehr verdeckt, so verklärt sich mild die Welt, die Nachtblumen des Lebens

öffnen sich, die Nachtigallen tönen, und überall ist Himmel. Jean Paul.

§. 679.

Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten ist nur eine Comédie à tiroir, ein schlechtes Schubladenstück. Man schiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles was auch gutes und bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zusammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden. Goethe.

§. 684.

In der Entfernung von einem geliebten Gegenstand scheinen wir, je lebhafter unsre Neigung ist, desto mehr Herr von uns selbst zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenschaft, wie sie sich nach aussen erstrekt, nach innen wenden; aber wie bald wie geschwind sind wir aus diesem Irrthum gerissen, wenn dasjenige was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unsern Augen steht.

Goethe.

§. 697.

Jungfräuliche Liebe schlummert wohl, aber sie träumt doch. Jean Paul.

§. 707.

Unter allem, was die Einbildungskraft sich Angenehmes ausmalt, ist vielleicht nichts Reizenderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten, ihr neues frisches Verhältniß in einer neuen frischen Welt zu geniessen, und einen dauernden Bund an so vielen wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestättigen hoffen. Goethe.

§. 708.

Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflößlich muß sie seyn: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lang Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen giebts gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine

unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal seyn, das glaub ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheyrathet? das wir oft gerne los seyn möchten, weil es uns unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden kann.

Goethe.

§. 712.

Wir mögen uns die irdischen Dinge und besonders auch die ehelichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederhohlen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Comödie sehen wir eine Heyrath als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Acte verschobenen Wunsches, und im Augenblick da es erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bey uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fortgespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören.

Goethe.

§. 713.

Leider haben überhaupt die Heyrathen etwas tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit eins wie das andere nunmehr seiner Wege gehe. Goethe.

§. 758.

Gewiß wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anstatt daß wir gleich anfingen, uns in einem mäßigen Zustand behaglich zu finden, so gehen wir immer mehr ins Breite, um es uns immer unbequemer zu machen.

Goethe.

§. 759.

Trenne alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkühr. Das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft Noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist du bey dem einen sicher, so kannst du bey dem andern desto freyer seyn; anstatt daß bey ei-

ner Vermischung das Sichere durch das Freye weggerissen und aufgehoben wird. Goethe.

§. 763.

Ihr nennt das Leben mit Recht die Bühne. Den Geistern, die uns zuschauen sind unsere trüben Versenkungen und frohe Aufflüge auf der Bühne keine von beyden, sondern nur unser Spielen.

Jean Paul.

§. 858.

Auch auf dem festen Lande giebt es wohl Schiffbruch; sich davon auf das schnellste zu erholen und herzustellen ist schön und preißwürdig. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem scharf ins Auge gefaßten Ziel abgelenkt um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsere Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können. Goethe.

§. 861.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten, des Tages zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen; so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, das die Entwiklung dieser Empfängniß abwarten muß, und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Goethe.

§. 862.

Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zulezt durch, wir mögen uns gebärden wie wir wollen.

Goethe.

§. 868.

So ist das Leben und Schicksal immer nur ein äußres Herz, ein wiederscheinender Geist, und wie die Freude die Wolken zu hohen, nur leichtern, Ber-

gen aufhebt, so verkehrt der Kummer di : Berge blos zu tiefern, festern Wolken.

Jean Paul.

§. 880.

Nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind um es zu ertragen.

Jean Paul.

§. 888.

Glücklicher Weise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinaus geht vernichtet ihn, oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben, und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren.

Jean Paul.

§. 892.

Indeß glaub' ich, durchquillt keine Thräne so heißschmelzend den ganzen Menschen, als die, die er fallen lassen muß, wenn er eben so heiter wie andere, in einem weiten duftenden, wehenden Arcadien angelangt und stehend, plötzlich von irgend einem einsamen Unglück umgerissen wird, und nun mitten unter dem allgemeinen Gesange: „freuet euch des Lebens, den er mitsingt, leise

sagt: freuet euch des Lebens, meines ist anders."

Jean Paul.

§. 900.

Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden; aber schämen würde er sich, wenn er einsähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld soll es geben, einen unendlichen Schmerz will der starre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja es giebt deren! wo jeder Trost niederträchtig und Verzweiflung Pflicht ist. Verschmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu schildern weiß, keineswegs, die seinigen bey schmerzlichem Drange weinen zu lassen. Selbst im Sprichwort sagt er: thränenreiche Männer sind gut. Verlasse mich jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen ist! Ich verwünsche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängniß noch edel gebärden, um ihren Beyfall zu erhalten; und damit sie ihm beym Verscheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen.

Goethe.

§. 911.

Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden das Gewünschte zu besitzen.

Goethe.

§. 918.

Wir spielen mit Vorausfagungen, Ahndungen und Träumen, und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braußt, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.

Goethe.

§. 927.

Das (unser 18tes) Jahrhundert ist gleichsam die allgemeine deutsche Bibliothek der Zeit und beurtheilte, sich ausgenommen, alles. Wir warfen darin alle Fesseln ab und liessen uns gern die Füsse zugleich mit den Ketten abnehmen und gingen ledig davon; gleich römischen Sklaven und Kindern wurden wir öffentlich emancipirt durch Ohrfeigen.

Gelinde abführende Mittel sind jezt unser Essen und Manna; und die politische und kritische Revolution ist ein Erbrechen, das noch fortführt, wenn nichts mehr da ist; — daher kann es uns am Ende (fatal für jeden) an den nöthigsten Dingen gebrechen, die abzuführen sind. Das wenige, was gegen das Ende des Seculs geschaffen wurde, ist dem nicht ganz ungleich, was am lezten Schöpfungstage, am Freytage, nachgeschaffen wurde, welches das Maul der Bileamitischen Eselin war, die Buchstaben, eine Zange, Abrahams Widder, der Regenbogen und der Teufel.

Jean Paul.

§. 927.

Wir leben jetzt wenn nicht in, doch vor einer bösen Zeit, und wer die Ohren nahe an die deutsche Erde legen will, kann leicht darunter die Mineurs arbeiten und höhlen und mit Pulvertonnen und Leitfeuern gehen hören.

Jean Paul.

§. 930.

Die Vergangenheit und die Zukunft verhüllen sich uns; aber jene trägt den Wittwenschleier, diese den Jungfräulichen.

Jean Paul.

§. 931.

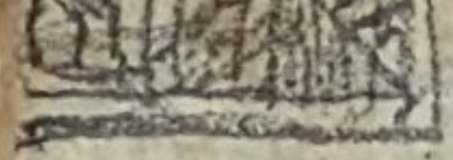
Wir blicken sogern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.

Goethe.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Druckfehler.

Seite 4, Zeile 9, statt keinen, lies kleinen.
— 15, — 12, st. Aspekt, l. Respekt.
— 19, — 2 von unten, st. vorgehen, l. vergehen.
— 23, — 16, st. fehlende, l. fechtende.
— 28, — 4, st. Cour, l. Tour.
— 48, — 17, st. Assinität, l. Affinität.
— 64, — 2 v. u., st. Pelz, l. Petz.
— 67, — 3, st. der, l. den.
— 73, — 10, st. unsere, l. unsern.
— 76, — 6, st. Möbel, l. Wirbel.
— 98, — 3, st. ihn, l. ihm.
— 98, — 12, st. Jean Paul, l. Goethe.
— 104, — 5 v. u., st. ungerecht, l. ungerührt.
— 105, — 8, st. stehen, l. stechen.
— 128, — 16, st. Erdendenkmal, l. Ehrendenkmal.
— 130, — 3 v. u., st. hoften, l. heften.
— 131, — 8, st. bey, l. die.
— 185, — 7, st. genealische, l. genialische.
— 205, — 13, st. Stradagenie, l. Stratageme.
— 211, — 14, st. Paradxie, l. Paradoxie.
— 221, — 4, st. man muß den, l. man muß nicht den.
— 235, — 6, st. anzuzacken, l. anzuhaken.
— 242, — 7, st. Gesichten, l. Geschichten.
— 300, — 9, st. Boden, l. Boten.
— 303, — 5 v. u., st. kühlenden, l. kützelnden.
— 312, — 2 v. oben, st. ist, l. in.
— 353, — 1 v. u., st. Cambocciaden, l. Bambocciaden.
— 383, — 12, st. Sonnenstrich, l. Sonnenstich.
— 410, — 5, st. Wenn, l. Wem.
— 414, — 8 v. u., st. oder, l. der.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Accorde deutscher Classiker über Philosophie des Lebens

Carlsruhe 1818

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.1009
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723678-2